

017

Bibliothek
Techn. Hochschule, Breslau

4
2

Schlesische Monats- hefte



BLÄTTER FÜR NATIONALSOZIALISTISCHE
KULTUR DES DEUTSCHEN SÜDOSTENS

Juli 1936

Schlesische Monatshefte

Begeündet von Dr. Ernst Boehlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

13. Jahrgang

Nummer 7

Inhalt des Juliheftes:

Dr. Georg Stadtmüller: Der deutsche Einfluß in der Geschichte der
südosteuropäischen Völker

Hans Zuchhold: Zum Heimgeange einer Dichterin

Hans Zuchhold: Das Sinnbild / Gedicht

Heinz Günther Olf: Das Nachleben der Gotik in der schlesischen
Barockskulptur

Hellmut Stock: Kleine Geschichte des Bades in Charlottenbrunn

Albert Ley: Landarbeiterleben vor 150 Jahren

Alfons Ralka: Die nächtlichen Pferde

Hermann Lüderitz: Und er war auch ein Deutscher

Wolfgang Schwarz: Wimpelbunte Boote / Gedicht

Rudolf Wilke: Kreuz vorm Walde

Paul Pommée: Wie in einem schlesischen Wehrsportlager ein Marsch-
lied entstand

Franz Winkler: Vaganten-Poesie / Gedichte

Verschiedenes / Schrifttum

Die Schlesischen Monatshefte erscheinen am Ersten eines jeden Monats

Schlesische Monatshefte

Begründet von Dr. Ernst Boehlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

13. Jahrgang

Juli 1936

1936. 559

Nummer 7

Der deutsche Einfluß in der Geschichte der südosteuropäischen Völker

Von Dr. phil. habil. Georg Stadtmüller

Bibliothekar des Osteuropa-Instituts Breslau

Wenn man es unternimmt, die Bedeutung deutscher Einflüsse auf die staatliche und geistige Entwicklung der südosteuropäischen Völker in einem geschichtlichen Überblick zu zeigen, dann muß man sich zunächst darüber aussprechen, was man unter Südosteuropa versteht. Denn dieser geographische Begriff ist umstritten, wie jede geographische Abgrenzung. Für den einen ist Südosteuropa im wesentlichen gleichbedeutend mit dem Balkan, für die Vorstellung eines anderen beginnt der südosteuropäische Raum schon am Böhmerwald und am Riesengebirge. Eine eindeutige Bestimmung nur auf Grund geographischer Tatsachen ist unmöglich. Die geschichtliche Betrachtung muß versuchen, den südosteuropäischen Raum abzugrenzen auf Grund der in der Geschichte offenbar werdenden natürlichen Tendenzen zur Schicksalsgemeinschaft. Von hier aus eröffnen sich zwei grundsätzlich verschiedene Möglichkeiten, den Raumbegriff „Südosteuropa“ zu bestimmen. Entweder wir verstehen darunter nur die Balkanhalbinsel, die sich in der Geschichte immer wieder als natürliche Raumeinheit gezeigt hat: in römisch-byzantinischer Zeit, im großbulgarischen Reich des Frühmittelalters und dann im osmanischen Reich. An diesen Staatsbildungen wird jedoch schon klar, daß dieser Raum nach Norden keine klare Abgrenzung hat. Im Westen geht das kroatisch-slawonische Hügel land unmerklich in das westungarische Hügel land über, im Osten bildet nur die Donau eine Grenze, die wie jede Flußgrenze ohne entscheidenden Wert ist. Die Geschichte des Balkans ist daher von der Geschichte des Donauraumes nicht zu trennen. Somit bleibt nur die Frage, ob auch die Sudetenländer Böhmen und Mähren, der Raum des tschechischen Volkes, in den geschichtlichen Raumbegriff Südosteuropa hineingehören. Geographische Tatsachen sprechen weder dafür noch dagegen, aber geschichtliche Tatsachen sprechen dafür. Jahrhunderte hindurch haben Böhmen und Mähren eine Schicksalsgemeinschaft mit dem oberungarischen (slowakischen) Bergland oder mit dem Donauraum insgesamt gebildet. Zunächst im Rahmen der „großmährischen“ Staatsbildung (9. Jahr-

hundert), die in einem staatlichen Verband Mähren, Böhmen, die Slowakei, einen großen Teil Ungarns und wahrscheinlich auch Schlesien umfaßte. Damals, auch bei der in jene Zeit fallenden Missionstätigkeit der Griechen Kyrillos und Methodios, wird die schicksalhafte Verflechtung der Sudetenländer mit dem Donaauraum im Lichte der Geschichte zum ersten Male klar sichtbar. In der Regierungszeit Karls IV., der goldenen Zeit Prags, wirkt der Prager Frühhumanismus auf das stärkste nach Ungarn und sogar bis nach Siebenbürgen. Denselben Weg nimmt bald darauf auch die Ausstrahlung hussitischer Gedanken von Böhmen über Oberungarn bis nach Siebenbürgen, wo durch die hussitische Bewegung die Anfänge der rumänischen Literatur angeregt wurden. Ein Jahrhundert später wandern auf demselben Wege die Ideen der Reformation. Dann folgt wiederum auf Jahrhunderte hinaus die Schicksalsgemeinschaft mit dem Donaauraum im Rahmen der habsburgischen Monarchie. Auf Grund dessen müssen wir demnach das tschechische Volkstumsgebiet von geschichtlicher Betrachtungsweise aus dem Südosteuropäischen Raum zurechnen. Die Geschichtsforschung wird also für ihre Zwecke als Südosteuropa den Raum bezeichnen, der sich von der Südostgrenze des geschlossenen deutschen Volksbodens bis an das Schwarze und Ägäische Meer erstreckt. In kulturgeschichtlicher Betrachtung heißt diese Begriffsbestimmung: Südosteuropa ist der Zwischenraum zwischen der deutschen und der byzantinisch-osmanischen Hochkultur.

Dieser Südosteuropäische Raum ist durch seine geographische Gestaltung in einige große Landschaftsgebiete gegliedert, denen bestimmte Kulturzonen entsprechen. Von Südosten nach Nordwesten sind diese: 1. der pontisch-ägäisch-adriatische Küstensaum, 2. die balkanischen Berglandschaften, 3. der Donaauraum, 4. die Sudetenländer. Die Kultur dieser einzelnen Landschaftsgebiete spiegelt stufenweise die Zwischenlage zwischen der deutschen und der byzantinisch-osmanischen Kultur wider. In den Sudetenländern herrscht ausschließlich der deutsche Kultureinfluß. Nur ein einziges Mal ist eine Ausstrahlung byzantinischer Kultur bis hierher vorgedrungen, nämlich in der Zeit der schon genannten byzantinischen Slavenmission (Kyrillos und Methodios) zu Ende des 9. Jahrhunderts. Die zweite Landschaftszone, der Donaauraum, zeigt ebenfalls noch ein ganz entschiedenes Übergewicht des deutschen Kultureinflusses, doch ist zeitweise der byzantinisch-osmanische Kultureinfluß von gleicher Bedeutung, so gelegentlich im Früh- und Hochmittelalter, und dann vor allem in der Zeit der Türkenherrschaft (16. bis 17. Jahrhundert). Die weitere Steigerung des byzantinisch-osmanischen Einflusses zeigt dann das Gebiet der balkanischen Berglandschaften, der Raum der stammesmäßigen Kleinstaatenbildung. Hier überwiegt der byzantinische Einfluß ganz eindeutig. Nur schwach und nur in den Randgebieten (Kroatien, Bosnien, Nordserbien) ist die deutsche Kultur wirksam geworden. Das vierte Gebiet, der Küstensaum am Schwarzen, Ägäischen und Adriatisch-jonischen Meer ist Alleinherrschaftsgebiet der byzantinisch-osmanischen Kultur. Nur ein einziges Mal hat die deutsche Kultur dort einen eigentlich starken Einfluß ausgeübt: in der kurzen Periode der Herrschaft des bayrischen Prinzen Otto in Griechenland (1832—1862).

Das heutige Kulturbild Südosteuropas zeigt ein eigenartiges Nebeneinander und Gegeneinander deutscher und byzantinisch-osmanischer Kultureinflüsse, die das scheinbar erstarrte Ergebnis eines unaufhörlichen Ringens zwischen den beiden Kulturen und den hinter ihnen stehenden politischen und kirchlichen Mächten sind. Dieser „Kampf zwischen Westen und Osten“, wie man es kurz ausdrücken kann, ist das Grundthema der südosteuropäischen Geschichte. Der „Kampf zwischen Osten und Westen“ spielte sich auf drei verschiedenen Ebenen ab: es war eine geistige Auseinandersetzung zwischen der deutsch-abendländischen und der byzantinischen Kultur, es war ein politischer Kampf zwischen Ungarn bzw. Österreich-Ungarn und Byzanz bzw. Türkei, und es war zuletzt auch ein kirchenpolitischer Kampf zwischen Westkirche und Ostkirche, zwischen dem römischen Papsttum und dem byzantinischen Patriarchat, wobei das Papsttum sich einerseits auf die katholischen Gebiete an der Adriaküste, andererseits auf Ungarn stützte. Der in diesem kirchenpolitischen Ringen umkämpfte Zwischenraum waren die nordwestbalkanischen Berglandschaften (Albanien, Serbien, Bosnien). Heute verläuft die Grenzlinie beider Kulturen, oder richtiger ausgedrückt die Mittellinie der Zone, in der sich beide Kulturen vermischt und durchdrungen haben, längs der Grenze zwischen Donauraum und Balkan.

Neben den deutschen und byzantinisch-osmanischen Einflüssen sind die sonstigen von außen kommenden Anregungen von geringerer Bedeutung. Die französische Kultur hat im Mittelalter meistens nur durch deutsche Vermittlung den Weg zu den südosteuropäischen Völkern gefunden. Wo in der Zeit der großen deutschen Südostkolonisation des Spätmittelalters Franzosen genannt werden, da handelt es sich um Reichsfranzosen, das heißt um Wallonen aus den zum Deutschen Reich gehörigen Landschaften des heutigen Belgien. Erst mit der ungarischen Thronbesteigung der Anjous zu Anfang des 14. Jahrhunderts setzt eine eigentliche Verührung mit der französischen Kultur ein. Mit dem Ende der Anjous sterben diese Kulturbeziehungen schon wieder ab. Erst ein halbes Jahrtausend später strahlt die französische Kultur wieder durch die Gedankensflut der französischen Aufklärung nach Südosteuropa aus. Als Ganzes betrachtet trug also der französische Einfluß immer gelegentlichen und zufälligen Charakter, er war nie von Dauer.

Noch weniger war dies bei den polnischen und russischen Einflüssen der Fall. Es fehlte diesen Völkern an der Voraussetzung jedes nachhaltigen Kultureinflusses, an dem kulturellen Schwergewicht. Der Einfluß der polnischen auf die tschechische Literatur, der Einfluß des russischen Panlawismus auf das politische Denken der Tschechen und Südslawen war einmalig.

Viel stärker und nachhaltiger ist der italienische Kultureinfluß. Er trägt nicht gelegentlichen und zufälligen Charakter, sondern er ist die natürliche Folge der räumlichen Nachbarschaft. Der italienische Einfluß hat sich in drei verschiedenen Gebieten geltend gemacht. Zuerst, seit ältester Zeit und ohne Unterbrechung in der gegenüberliegenden Küstenzone am anderen Ufer der Adria. Das Romanentum im Küstengebiet Istriens und Dalmatiens hat sich auch gegen die im 7. Jahrhundert anbrandende Sturmflut der Slawen-

einwanderung zu behaupten gewußt. Von hier aus strahlte die romanische Kultur auf die slawischen Barbarenstämme des Binnenlandes aus. Serben, Kroaten und Slowenen haben von hier aus die Anfänge der Kultur übernommen. Aus dem Nordwinkel dieser italienischen Einflußzone an der Adria, dort, wo die Natur die Straße in das Donaubecken vorgezeichnet hat, drang der italienische Kultureinfluß auch tief nach Ungarn ein, wo er in der Renaissance und dann in der Gegenreformation seine Höhepunkte erlebte. Ein dritter Einflußbereich italienischer Kultur ist die Küsten- und Inselwelt Griechenlands, die nach dem vierten Kreuzzug (1204) dem seebeherrschenden Venedig als Beute zugefallen war. Vom 13. bis in das 17. Jahrhundert stand hier ein Drittel des griechischen Volkstumsbodens unter venezianischer Herrschaft. In jener Zeit ist die neugriechische Kultur erst durch den italienischen Einfluß in die heutige Form geprägt worden.

Der italienische Einfluß war, wie wir sehen, bedeutend. Der deutsche Einfluß war freilich ungleich breiter und tiefer. Seine Ausstrahlung in den Südostrraum bietet das Bild verschiedener großer Vorstöße, die nach Überschreitung ihres Gipfelpunktes immer wieder abebbten und zurückwichen. Ihre Wirkung aber blieb: die sich immer steigende Durchdringung Südosteuropas mit deutscher Kultur.

Der eigentliche deutsche Einfluß auf die Völker Südosteuropas setzt mit der Christianisierung ein. Die Christianisierung dieser Völker ist ein gewaltiger Vorgang, der sich über viele Jahrhunderte erstreckt. Die einzelnen Entwicklungsabschnitte sind für uns nur in Umrissen erkennbar. Die Entwicklung zeigt im ganzen südosteuropäischen Raum wiederkehrende feste Grundlinien. Die ersten Wegbereiter sind Handelsbeziehungen, dazu kommen dann diplomatische Verhandlungen, Gesandtschaften und schließlich politische Heiraten der Fürstengeschlechter. Die neue Idee ist in einer langsamen Entwicklung, die ganze Generationen gedauert hat, in die nichtchristlichen Gebiete eingesickert und ist schließlich in die fürstlichen Familien eingedrungen. Der äußere Übertritt des Fürsten selbst besiegelt dann die äußere Hinwendung des ganzen Volkes zum Christentum. Die Christianisierung ist damit freilich noch nicht abgeschlossen. Dem Übertritt folgen in einiger Zeit überall mit einer geradezu gesetzmäßigen Zwangsläufigkeit Aufstände der Reaktion, die das Neue ablehnt. Überall ist der Adel Träger dieser Reaktion. Diese Tatsache beleuchtet grell, daß es sich bei der Christianisierung nicht nur um einen religiösen oder kirchlichen, sondern ebensosehr um einen politischen Vorgang handelt. Übergang zum Christentum bedeutet überall auch den Übergang zu der politischen Form der christlichen Völker, zum Einheitsstaat. So kommt es, daß mit der Christianisierung die Überwindung der Stammesverfassung, die Errichtung von Einheitsstaaten Hand in Hand geht.

An der Christianisierung Südosteuropas haben die Deutschen einen großen Anteil. Die ersten Anfänge der Christianisierung scheinen freilich von Italien ausgegangen zu sein: von dem Patriarchat Aquileja und von den romanischen Städten Istriens und Dalmatiens. Von hier aus wurden die Kroaten und ein Teil der Slowenen missioniert (7. bis 8. Jahrhundert). Die deutsche Mission

folgte wenig später. Die Missionsarbeit fiel hier den bayrischen Grenzbistümern zu, allen voran Regensburg, Passau, und dem von Karl dem Großen errichteten Erzbistum Salzburg. Im Laufe des 9. Jahrhunderts wurden Böhmen, Mähren, das slowenische Alpenland und das ebenfalls von Slowenen besiedelte Westungarn missioniert. Die bayrische Mission, die bis in das Herz Ungarns reichte, ging mit der Ausbreitung deutscher Kolonisation und deutscher Kultur zusammen. Bayrische Siedler haben damals das ganze Gebiet der Ostalpen besetzt und sich von dort aus auch in das westungarische Hügelland vorgeschoben. In dieser machtvollen Ausbreitung der deutschen Kultur und in dem gewaltigen Vordringen des bayrischen Kolonisationsstromes sah das Slawentum eine politische Bedrohung. So kam es zu dem Versuch, sich vom gefährlich nahen Deutschland loszulösen und sich nach dem fernen Byzanz zu orientieren. Die bayrischen Missionare wurden vertrieben, griechische Missionare wurden berufen. Dieser Versuch blieb jedoch eine Episode. Die bayrischen Missionare kehrten zurück. Kurze Zeit danach, am Ende des 9. Jahrhunderts, wurde die deutsche Kulturausbreitung in dem Donauraum freilich durch den Einbruch der mongolischen Ungarn fast völlig vernichtet. Das deutsche Siedlungsgebiet in Westungarn blieb für immer verloren. Und es dauerte mehr als ein halbes Jahrhundert, bis die Deutschen nach der Selbstverdingung der Ungarn nunmehr auch an diesen ihre Missionsaufgabe erfüllen konnten. Mit der Zuwendung des ungarischen Königtums unter Stephan dem Heiligen (1000) wird die Christianisierung äußerlich besiegelt. Wenn Ungarn auch durch die Errichtung eines eigenen Erzbistums (Gran) dem unmittelbaren deutschen Einfluß auf kirchlichem Gebiet entzogen wurde, so dauern die religiösen und kirchlichen Einflußbeziehungen unvermindert fort, ja, sie steigern sich im 12. Jahrhundert außerordentlich. Die ungarischen und böhmischen Klöster, von Deutschen gegründet, stehen in ständigem Verkehr mit den deutschen Klöstern, vor allem Österreichs. Und von diesen Klöstern aus lernen Ungarn, Tschechen, Slowaken und Slowenen die Schrift und die Anfänge aller geistigen Bildung. Zahlreiche Handschriften deutschen Ursprungs finden so ihren Weg in die ungarischen und böhmischen Klosterbibliotheken. Deutsche Ritter ziehen nach Ungarn und Böhmen, um in die Dienste der dortigen Könige zu treten. Deutsche Spielleute finden sich an beiden Königshöfen ein.

Von hier aus war es nur noch ein Schritt bis zur systematischen Heranziehung deutscher Kolonisten. Am Ende des 12. Jahrhunderts hat das ungarische Königtum auch diesen Schritt getan. Deutsche Bauern und Bergleute wurden in das Land gerufen. Die Beweggründe der großen ungarischen Siedlungspolitik, der eine böhmische gleichzeitig parallel geht, sind sowohl wirtschaftlicher als auch militärischer Art. Wirtschaftlicher Art: man wollte durch Bauernsiedlungen das bisherige Ödland nutzbar machen, durch Bergmannskolonien die Naturschätze ausbeuten und durch Städtegründung Handel und Gewerbe ins Land bringen. Ebenso schwer wogen die militärischen Gesichtspunkte: menschenleere Grenzbezirke wurden durch die Besiedlung gegen einen feindlichen Angriff widerstandsfähiger gemacht, und die ummauerten deutschen Städte boten einen wertvollen Rückhalt gegen den äußeren Feind und gegen

das oft bedrohliche Selbständigkeitsstreben des Adels. Die deutschen Städte waren bei der ständigen Spannung zwischen Königtum und Adel, die den Inhalt der ungarischen Innengeschichte des Mittelalters ausmacht, geradezu die unerläßliche Stütze des Königtums. Eine ungarische Königsurkunde bescheinigt es geradezu den Deutschen, „sie seien diejenigen Bürger des Reiches, auf deren Kraft die Sicherheit der Grenzen wie auf festen Säulen ruhe und deren unwandelbare Treue die Erfahrung fortdauernd rühmlich bewähre“.

Die deutsche Kolonisation, die nach dem Catakeneinbruch noch einen großen Auftrieb erlebte, ist in zwei großen Richtungen in den Südosteuropäischen Raum vorgedrungen: einerseits aus dem Gebiet der Ostalpen strahlenförmig nach Mähren, Westslowakei, Donauungarn, Kroatien, andererseits von Schlesien aus den Karpathen entlang über die Zips nach Siebenbürgen. Die vorgeschobenen Wachstumsspitzen beider Siedlungsbahnen reichen bis nach Bosnien, Serbien und Hochbulgarien, wo sich deutsche Bergmannskolonien bis in die türkische Zeit erhalten haben.

So sah das 13. und 14. Jahrhundert überall deutsche Städte entstehen, von den Königen mit Privilegien und Vorrechten ausgestattet. Das deutsche Bürgertum entfaltete sich machtvoll überall. Die deutschen Städte, unter denen Ofen, Preßburg, Kaschau, Leutschau, Hermannstadt und Kronstadt in Ungarn, Prag, Brünn und Olmütz in Böhmen-Mähren an Reichtum und Pracht hervorragten, waren die Hauptträger des geistigen und wirtschaftlichen Lebens, Mittelpunkte des Handels und Gewerbes, Grundlage der öffentlichen Finanzen und Stützpunkte der Landesverteidigung. Mit der Stadt hielten Handel und Gewerbe sowie das geordnete Finanzwesen erst ihren Einzug. In der Kunst vollends wurden Böhmen und Ungarn geradezu zu Provinzen der gesamtdeutschen Entwicklung. Was die Tschechen und Ungarn an Ansätzen zu einer eigenen Kunst besaßen, das konnte sich unter dem übermächtigen Einfluß der deutschen Kunst gar nicht entfalten.

Durch die deutschen Städtegründungen bildete das 13. und 14. Jahrhundert in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Einflusses in Südosteuropa einen tiefen Einschnitt. Vorher waren die gestaltenden Kräfte des deutschen Kulturinflusses nur kirchlicher und feudalgemeinschaftlicher Art gewesen. Durch die deutschen Städtegründungen und durch die deutschen Bauernsiedlungen wurde erst eine wirklich schicksalhafte Verbundenheit mit dem tschechischen und ungarischen Kulturraum, mit dem tschechischen und ungarischen Volkstum hergestellt.

Die enge Kulturgemeinschaft spiegelt sich deutlich in den deutschen Lehnwörtern der ungarischen und tschechischen Sprache. Sie beweisen, daß Begriffe und Lebensformen eines höher entwickelten gesellschaftlichen Zustandes von dem deutschen Siedlungselement übernommen wurden. Es war natürlich, daß auch die höhere Geistigkeit der Ungarn und Tschechen sich dem beherrschenden deutschen Einfluß nicht entziehen konnte. Die Gründung der Universität Prag ist ohne den deutschen Einfluß gar nicht denkbar. Bemerkenswert ist es auch, daß alle kurzlebigen Versuche, eine ungarische Hochschule ins Leben

zu rufen, sich in Westungarn abspielten, wo der deutsche Kultureinfluß am stärksten war. Mit der Entstehung deutscher Universitäten in Prag und Wien wandten sich dann die ungarischen Studenten vornehmlich diesen beiden Universitäten zu.

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts stockt die deutsche Kolonisation, um bald abzubrechen. Damit stehen die deutschen Siedlungsinseln unter fremdem Volkstum vereinzelt, ohne Zuzug auf die eigene Kraft angewiesen. Ihre fernere Geschichte ist eine Chronik von Kämpfen um ihre Selbstbehauptung. In Ungarn war es der Adel, der immer wieder gegen ihre privilegierte Rechtsstellung anrannte und sie schließlich auch zu Fall brachte. Diejenigen Städte, die in völlig fremder Umgebung standen, wurden in den folgenden Jahrhunderten durch Unterwanderung magyarisiert, so alle Städte Transdanubiens. Die gegenreformatorische Entrechtung der deutschen Selbstverwaltung durch habsburgische Kommissare hat dann diese Entwicklung noch gefördert und beschleunigt. Auch von dem geschlossenen deutschen Volkstumsboden bröckelte in dieser Zeit schon manches Stück ab. Was so dem deutschen Volkstum verlorenging, kam der ungarischen Kultur und dem ungarischen Staate zugute. Die Deutschen, vor allem die Zipser, stellten auf allen Gebieten Ungarn die besten Kräfte zur Verfügung.

Die habsburgische Siedlungspolitik des 18. Jahrhunderts hat dem Deutschtum durch Schaffung der neuen Siedlungsgebiete in Südungarn und Sathmar eine gewaltige zahlenmäßige Verstärkung gebracht. Doch erwies sich dieses neue Deutschtum viel weniger widerstandsfähig als das frühere. Mit dem Aufbruch des ungarischen Nationalbewußtseins im 19. Jahrhundert war es bald völlig der Magyarisierung ausgeliefert. Denn diese Siedlungsgebiete waren noch zu jung, um zu der Zeit, da der Kampf um die Volkstumsbehauptung ausbrach, schon ein eigenes Volksgruppenbewußtsein und einen völkischen Zukunftswillen zu haben. Die Auseinandersetzung begann mit der Steigerung des Nationalbewußtseins der fremden Völker. Der Kampf des einheimischen Adels gegen die deutschen Städte, dann der Kampf zwischen Reformation und Gegenreformation hatten bereits die Kluft zwischen den Deutschen und den anderen Völkern tief aufgerissen. Der absolutistische Zentralismus Josephs II., dann die Ideen der deutschen Romantik vollendeten diese Entwicklung. Der rücksichtslose Versuch Josephs II., die ungarische Eigenstaatlichkeit zu zerbrechen, endete mit einem vollen Mißerfolge. Die Eigenstaatlichkeit Ungarns mußte von Wien aus wieder feierlich anerkannt werden. Und der geschlossene Widerstand des magyarischen Adels ließ auch in der Zukunft alle Versuche des Wiener Zentralismus scheitern, die Eigenstaatlichkeit Ungarns langsam abzuwürgen, wie dies Metternich wollte, oder gewaltsam zu zer schlagen, was das Ziel der Batschen Politik war. An dem verhaßten Druck des Wiener Zentralismus steigerte sich das Nationalbewußtsein der Tschechen, Kroaten und vor allem der Magyaren empor. Die Ideen der deutschen Romantik wirkten in derselben Richtung. Bei den Ungarn erfolgte das Aufflammen des Nationalbewußtseins mit einer geradezu eruptiven Wucht. Es war, als ob dieses Volk in wenigen Jahrzehnten eine Entwicklung

durchlaufen wollte, zu der andere Völker ebenso viele Jahrhunderte gebraucht hatten. Dem Schwung des neuaufbrechenden ungarischen Nationalismus, dem Glanz der tausendjährigen ungarischen Staatsidee, dem stolzen Gedankengebäude des ungarischen Staatsrechtes hatte das ungarländische Deutschtum nichts Gleichwertiges, keine große Idee entgegenzustellen. Es war bäuerlich oder kleinbürgerlich. Jede geistige Aufstiegsmöglichkeit führte in dem ungarischen Staat des gesteigerten Nationalismus über die Magyarisierung. Diese Magyarisierung war jedoch nicht mit politischen Maßnahmen erzwungen, sondern das ungarländische Deutschtum gab sich gern ihr hin. Nur eine einzige Volksgruppe hat der Magyarisierung wirklichen und unüberwindlichen Widerstand entgegengesetzt: die Siebenbürger Sachsen, weil sie allein ein deutsches Geschichtsbewußtsein besaßen, an dem der verführerische Glanz der ungarischen staatlichen Tradition abglitt. Daneben haben nur die Zipser Deutschen sich gegen die Magyarisierung ihrer Schulen eine kurze Zeitlang zu wehren versucht, doch vergeblich.

Die Magyarisierung des Schulwesens bedeutete die Magyarisierung der deutschen Bildungsschicht, die ständig zu den Ungarn hinüberwanderte als wertvollste Aufbaukraft für Staat und Kultur. Bis heute finden sich darunter die klangvollsten Namen (wie zum Beispiel auf wissenschaftlichem Gebiet der Zipser Hundsdorfer, magyarisiert Hunfalvy, der Begründer der historischen Ethnographie Südosteuropas). Manche dieser sogenannten Magyaronen gebärdeten sich nach der Aufgabe ihres deutschen Volkstums als Ultra-Magyarern. So wurde der Odenburger Kremsner, magyarisiert Kákosi, zum Programmiker des ungarischen Imperialismus, der von einem großungarischen Reich von der Adria bis zum Schwarzen Meer träumte. Der Banater Schwabe Herzog, magyarisiert Herczeg, erklärte es für unmöglich, daß ein Kulturmensch in Ungarn Deutscher bleiben könnte. Die einzige Möglichkeit, Zutritt zur eigentlichen Kultur zu erhalten, sei die Magyarisierung. So erschien das ungarländische Deutschtum dazu verflucht, Kulturdünger zu sein für die magyarische Gesellschaft.

Neben diesen deutschen Volksgruppen steht als Träger des deutschen Kulturinflusses der deutsche Staat der Habsburger. Ungarn dankt ihm die Behauptung seiner staatlichen Existenz, denn aus eigener Kraft wäre dieses Land niemals imstande gewesen, der osmanischen Großmacht jahrhundertelangen Widerstand zu leisten. Ungarn dankt ihm weiterhin den wirtschaftlichen Neuaufbau des Landes nach der Rückeroberung von den Türken. Bei der Rückeroberung war Südungarn eine menschenleere Einöde, hundert Jahre später blühendes Ackerland infolge der österreichischen Siedlungspolitik. Nur chauvinistische Selbstüberschätzung mancher ungarischer Historiker kann über diese Tatsachen hinwegsehen.

Eine weitere Ausgangsbasis der deutschen Kulturausstrahlung war das deutsche Geistesleben des Reiches außerhalb des habsburgischen Gesamtstaates. Zunächst die deutschen Universitäten, wo sich zahlreiche magyarische und deutschungarische Studenten die Grundlage ihrer Bildung holten. Auf diesem Wege ist auch die Reformation eingedrungen. Sie fand im ganzen

Südosten begeisterten Widerhall. Die Tschechen, Slowaken, Ungarn und Slowenen wandten sich ganz überwiegend der neuen Lehre zu, darüber hinaus verbreiteten sich die neuen Ideen bei den Serben und Bulgaren bis nach Konstantinopel. Überallhin kamen die reformatorischen Schriften, verbreitet durch die neuerfundene Buchdruckerkunst. Die slowenische und ungarische Literatursprache hat von dieser reformatorischen Literatur ihren Ausgang genommen.

Mit der Betonung der Nationalsprachen erwachte überall auch das Nationalbewußtsein der jungen Völker. Die Gegenreformation hat dann geschickt dieses erwachte Nationalbewußtsein der Slawen und der Ungarn benutzt, um einen Keil zwischen die Deutschen und diese Völker zu treiben. Der kroatische Jesuitenjüngling Krizanić, den man den eigentlichen Vater des Panlawismus nennen muß, hat in seiner Geschichtsphilosophie geradezu den Slawen die von der Vorsehung bestimmte Aufgabe zugebracht, die deutsche Reformation zu überwinden. Die Gegenreformation hat dadurch eigentlich erst das Deutschtum in eine schwierige innere Abwehrstellung hineingedrängt. Dies bedeutet jedoch nicht, daß die Gegenreformation im Gesamtbereich des habsburgischen Staates schlechthin ein Gegenschlag gegen den deutschen Einfluß genannt werden könnte. Die Gegenreformation hat auch einen neuen Strom deutscher Kultureinflüsse nach Südosteuropa gebracht. Der deutsche Einfluß wurde durch sie nicht ausgemerzt, sondern es ging die Rolle der deutschen Kulturvermittlung von einer Erscheinungsform der deutschen Kultur auf eine andere über, von der deutschen Kultur der Reformation auf die in den Grundlagen und in der führenden Schicht ebenfalls deutsche Kultur der Gegenreformation. Sehr klar zeigt dies die böhmische Entwicklung. Der Sieg der Gegenreformation in der Schlacht am weißen Berge (1621) bedeutet nicht etwa das Ende des deutschen Kultureinflusses, sondern den Auftakt zu einem neuen Zustrom deutscher Einflüsse. In ihrem Gefolge kommen auch italienische Elemente, aber diese sind im deutschen Wien ungeprägt.

Herder und die Romantik bedeuten dann eine neue große Auswirkung des deutschen Geistes. Herders geschichtsphilosophische Vorstellung von den friedlichen Slawen, die im Gegensatz zu den herrschsüchtigen imperialistischen Germanen die geschichtliche Zukunftsaufgabe erfüllen sollen, die Menschheit zur vollendeten Humanität zu führen, hat gewaltig bei den Tschechen gewirkt. An den Südslawen ist dieser Gedanke Herders spurlos vorübergegangen. Die waffenklirrende Geschichte der Serben und Bulgaren war auch die beste Widerlegung der Herderschen Anschauungen. In Ungarn hat dagegen Herders Idee sich ausgewirkt, und zwar in einer bezeichnenden Umwandlung. Der politische Instinkt des magyarischen Herrenvolkes hat das allgemein menschliche Ideal der Humanität in das nationale Ideal der politischen Freiheit ungeprägt.

Hegel fand im Südosten nur schwachen Widerhall, außer bei den Slowaken, die unter Hegelschem Einfluß ihre nationale Neuorientierung vornahmen und sich von da an eine eigene Literatursprache schufen, unabhängig von den Tschechen.

Den ganzen Einfluß deutscher Philosophie und Wissenschaft des 19. Jahrhunderts zu schildern, ist unmöglich, so breit und tief ist der Strom, der von den deutschen Universitäten ausgeht. Nur ein Urteil sei hier angeführt, das dies beleuchtet. Rogalniceanu, der Begründer der kritischen rumänischen Geschichtsforschung, ein Schüler der Universität Berlin, bekennt in einer berühmten gewordenen Rede vor der rumänischen Akademie 1891: „Dank meiner Föhlung mit so vielen bedeutenden Männern Deutschlands habe ich die glückliche Gelegenheit und Möglichkeit gehabt, meinen Verstand mit den Reformideen zu bereichern, welche damals die hohen Geister Deutschlands beschäftigten. Ja, der Berliner Universität, meiner zweiten Mutter, dem Beispiel der deutschen Vaterlandsiebe, das ich in allen Kreisen des deutschen Volkes fand, beim Adel wie beim Bürgertum, verdanke ich die Liebe zu meiner rumänischen Heimat und den freiheitlichen Geist, der mich bei allen meinen Taten meines Lebens beseelt.“

So war es bis zum Weltkrieg: der Südosten war eine Provinz der deutschen Kultur. Der Weltkrieg hat dann nochmals einen Strom deutscher Einflüsse über den ganzen Raum ergossen. Was die zwei oder drei Jahre der deutschen und österreichischen Besetzung und Verwaltung für die Entwicklung dieser Gebiete bedeuteten, zeigt zum Beispiel eine Reise durch Albanien oder Mazedonien, wo die Deutschen als erste wirkliche Fahrstraßen und Kleinbahnen angelegt haben, die auf lange Zeit hinaus die einzigen Verkehrsadern in abgelegenen Berglandschaften sind*). Die Nachkriegszeit zehrt noch heute von diesen deutschen Leistungen der Kriegszeit.

Wichtiger war eine andere Folge des großen Krieges. Der Marschtritt der deutschen Bataillone hat im Südosten das schlummernde Volkstumsbewußtsein der Deutschstumsinseln wieder aufgeweckt. Man ist sich draußen wieder mit Stolz bewußt geworden, zu dem großen deutschen Volke zu gehören, das im Reiche seinen Staat besitzt. Damit ist der Entdeutschung ein Ende gesetzt, damit ist aber auch die Frage nach dem Verhältnis der deutschen Volksgruppen zu den umgebenden Staatsvölkern neu gestellt. Diese Frage ist um so schwieriger, als doch bei diesen Staatsvölkern, wenn nicht eine Feindschaft, so doch ein starkes politisches Mißtrauen gegen Deutschland vorhanden ist. Daher muß hier ein grundsätzliches Wort gesagt werden über die heutige Lage im Südosten über die gegenwärtigen Möglichkeiten einer deutschen Einwirkung auf die südosteuropäischen Völker und über die Gegenkräfte, die dem entgegenstehen.

Die Geschichte der Kulturgemeinschaft zwischen dem deutschen Volk und den Völkern des europäischen Südostens ist der eine Teil aus der Kulturgemeinschaft zwischen Deutschland und dem zwischeneuropäischen Raum. Südosteuropa und Zwischeneuropa überhaupt sind durch den Raumzusammenhang das natürlichste Ausstrahlungsfeld des deutschen Einflusses. Die Natur hat keine Scheidelinie zwischen dem geschlossenen deutschen

*) So ist zum Beispiel die einzige Eisenbahn in dem weiten Gebiete Westmazedoniens (etwa so groß wie Niederschlesien) eine Kleinbahn, die von deutschen und österreich-ungarischen Pionieren im Weltkriege gebaut wurde. Noch heute laufen dort Lokomotiven mit der Werkstattbezeichnung „Kassel 1917“.

Siedlungsraum und dem Gebiet der jungen Nationalstaaten Zwischeneuropas gezogen. Die Wirtschaftsstruktur beider Gebiete ist aufeinander angewiesen. Die staatliche Geschichte und die geistige Entwicklung der zwischeneuropäischen Völker ist ohne Anlehnung an Deutschland und die deutsche Kultur nicht denkbar. Heute freilich bleibt die Ausstrahlung deutschen Einflusses nach dem Osten und Südosten nicht unbestritten. Frankreich und Italien streben nach dem entscheidenden politischen Einfluß. In jüngster Zeit sucht auch Polen seinen Einfluß nach dem Südosten auszudehnen.

Die französische Zwischeneuropa-Politik ist nicht der Ausdruck einer naturgegebenen Macht- und Kulturausstrahlung in den aufnahmewilligen Nachbarraum wie bei der deutschen Zwischeneuropa-Politik, sondern der Ausdruck der französischen Politik zur machtpolitisch-militärischen Niederhaltung Deutschlands. Die französische Zwischeneuropa-Politik ist durch Generalstabsgehirne erdacht. Die am Ausgange des Weltkrieges neu entstandenen Nationalstaaten von der Adria bis zur Ostsee sollten den ehernen Ring der Umklammerung Deutschlands von Osten her schließen. Sie sollten Bundesgenossen sein zur ewigen Niederhaltung Deutschlands.

Von einer italienischen Zwischeneuropa-Politik kann man nur mit einer bedingten Berechtigung sprechen, mit voller Berechtigung dagegen von einer italienischen Südosteuropa-Politik. Die politischen Bestrebungen des faschistischen Italiens erstrecken sich eigentlich nur auf den südosteuropäischen Raum. Die machtpolitischen Ansatzpunkte sind dabei Albanien und Ungarn, die beide durch starke Gegenätze zu ihren Nachbarstaaten zur Anlehnung an die italienische Großmacht gedrängt werden. Die Schwierigkeiten, die einer italienischen Durchdringung des südosteuropäischen Raumes entgegenstehen, sind außerordentlich groß auf diplomatischer, kulturpolitischer und wirtschaftlicher Ebene. Diplomatisch ist es unmöglich, Jugoslawien für die Ziele der italienischen Südosteuropa-Politik zu gewinnen, solange Italien den ausschließlichen Einfluß über Albanien und die Alleinherrschaft über das Adriatische Meer beansprucht und solange es der starken slowenischen Minderheit in Istrien und Görz die elementarsten Volkstumsrechte verweigert. Und die politische Freundschaft mit Ungarn macht ein enges Einvernehmen mit Rumänien, Jugoslawien und der Tschechoslowakei, deren gesamtstaatlicher Bestand durch die ungarischen Revisionsforderungen in Frage gestellt wird, geradezu unmöglich. Ähnliche Schwierigkeiten hat auch die italienische Kulturpolitik zu überwinden. Mit einem gewaltigen Aufwand an Mitteln hat man in den Hauptstädten der südosteuropäischen Staaten italienische Schulen und an verschiedenen Universitäten italienische Lehrstühle und Institute gegründet. Diese großzügige italienische Kulturwerbung ist noch ganz jung, und sie hat mit allen Schwierigkeiten zu kämpfen, die sich einer neuen Sache entgegenstellen. Größere Erfolge sind daher der italienischen Kulturwerbung bis heute vorenthalten geblieben. Die italienische Sprache ist bestenfalls in den Handelsstädten am Meer bekannt. An allgemeiner Bedeutung und Verbreitung kann sie sich nicht mit der französischen und noch viel weniger mit der deutschen Sprache messen. Trotzdem wird sich auf die Dauer der südost-

europäische Raum einem starken politischen und kulturellen Einfluß Italiens nicht entziehen können, wenn dieses Italien weiterhin ein achtungsgebietender machtpolitischer und kulturell-geistiger Faktor bleibt. Die vorausgehende geschichtliche Betrachtung hat uns gezeigt, daß der italienische Einfluß in Südosteuropa — zunächst auf dem Gegengestade der Adria, dann im Herzen des Donaubeckens — immer ziemlich stark war, auch dann, als es noch keinen italienischen Einheitsstaat gab. Der italienischen Kultur wird auch in Zukunft wohl immer ein breiter Einflußweg nach Südosteuropa offenstehen. Anders steht es mit den machtpolitischen Bestrebungen der italienischen Politik, die es versucht, die Politik der südosteuropäischen Staaten von Deutschland weg und nach Italien hin zu orientieren. Sie muß auf die Dauer scheitern, da die geopolitischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten dagegen stehen. Der schmale adriatische Küstensaum Dalmatiens bietet keine geeignete Ausgangsbasis zu einer Durchdringungspolitik, da er durch den dinarischen Gebirgszug von dem Hinterland abgeriegelt ist. Wirtschaftliche Beziehungen können ebenfalls nicht die Brücke bilden, da der Warenaustauschverkehr ziemlich schwach ist. Dieselben Tatsachen, die Südosteuropa auf Deutschland hinweisen, trennen es also nach der anderen Seite von Italien. Daher wird man nach der Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung und nach der Prüfung der geopolitischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten zum Schluß kommen, daß der deutsche Einfluß in Südosteuropa zur Vorherrschaft prädestiniert ist. Der italienische Einfluß wird immer nur eine Nebenrolle spielen können.

Auch der polnischen Südosteuropa-Politik muß hier gedacht werden. Solange Polens Außenpolitik sich in allem und jedem nach Frankreich richtete, war eine selbständige Zielsetzung in Südosteuropa natürlich unmöglich. Mit der Loslösung Polens vom französischen Kurs bemerkt man seitdem Anzeichen, daß Polen bestrebt ist, die zahlreichen Klein- und Mittelstaaten Zwischeneuropas unter seiner Führung zu einem Staatenblock zusammenzufügen. Einstweilen ist dieses Bestreben nur in schattenhaften Umrissen sichtbar. Seiner Verwirklichung stehen vor allem die Nachbargegenätze zu Litauen, Rumänien und der Tschechoslowakei hinderlich im Wege. Die demonstrativ gezeigte Freundschaft zu Ungarn ist ebenfalls eine schwere Belastung. Dazu kommt, daß der polnische Staat und die polnische Kultur nicht über das Schwergewicht verfügen, das zu einer Führung Zwischeneuropas notwendig wäre.

Zwischeneuropa und im besonderen Südosteuropa sind daher auf die unentbehrliche Zusammenarbeit mit Deutschland angewiesen. Wie im Mittelalter und in der Zeit Osterreich-Ungarns das deutsche Volk den jungen Völkern im Osten und Südosten die wertvollsten Kräfte zum Aufbau ihrer Kultur und ihres Staates geliehen hat, so müßte es zum Segen beider Teile auch in Zukunft bleiben.

Die geschichtliche Betrachtung der deutschen Kulturausstrahlung nach dem südosteuropäischen Raum bietet noch wichtige grundsätzliche Erkenntnisse über Möglichkeiten und Faktoren des Kultureinflusses. Im Laufe der geschichtlichen Entwicklung haben sich die verschiedensten Faktoren als

wirksam erwiesen. Wichtig ist zunächst der wirtschaftliche Verkehr vermittels des Warenaustausches. Er schafft die erste und elementarste Grundlage der Kulturberührung. Durch den wirtschaftlichen Verkehr knüpfen sich dann zahlreiche persönliche Beziehungen an, die den fremden Einfluß durch tausend Kanäle einströmen lassen. Eine weitere Steigerung dieser Beziehungen bildet die Ansiedlung deutscher Volksgruppen in Südosteuropa. Dadurch tritt das Deutschtum in die engste und unmittelbarste Berührung zu den anderen Völkern. Die wichtigste Erkenntnis unserer geschichtlichen Betrachtung ist aber folgende: Das Deutschtum konnte nur dadurch auf die jungen Völker Zwischeneuropas immer wieder wirken, daß es diesen etwas Neues brachte; entweder eine neue große Idee, die die Herzen der Menschen erfaßte, wie das Christentum im 10. Jahrhundert, Humanismus und Reformation zu Beginn der Neuzeit und die deutsche Romantik im 19. Jahrhundert, oder neue Formen des staatlichen oder wirtschaftlichen Gemeinschaftslebens, wie es die deutsche Stadt im Spätmittelalter war. Im Vertrauen darauf, daß das Deutschtum auch heute noch den Völkern Zwischeneuropas Großes zu geben hat, dürfen wir daran glauben, daß Deutschland seine große Sendung im Südosten auch in Zukunft fortführen wird.

Man wird hier weniger an wirtschaftliche Güter und an technische Erfindungen als an unsere große politische Idee denken, die es wohl allein vermag, das wirtschaftliche und nationalitätenpolitische Chaos des Südostraumes neu zu ordnen. Die parlamentarische Demokratie, die man 1918 aus Paris importiert hat, hat sich überall dazu unfähig gezeigt, die großen Fragen, denen das sehnsüchtige Hoffen dieser Völker gilt, zu lösen: die soziale Frage und die Nationalitätenfrage. Das Volk, das in seiner Haltung bäuerlich ist und denkt, kann mit dem Parlamentarismus nichts anfangen, es verlangt nach Führung. Nur so erklärt sich die beispiellose Anhänglichkeit des Volkes für den kroatischen Bauernführer Raditsch und den bulgarischen Bauernführer Stambuljiski. Was den Parlamentarismus noch stützt, ist eine dünne, nach Frankreich orientierte Intelligenzschicht, die die öffentliche Meinung beherrscht und die mancherorts auch von der parlamentarischen Korruption lebt. Wenn es gelingt, durch diese dünne Schicht hindurch zu dem Volke selbst zu sprechen, dann sehen wir, daß im Volke kein Mißtrauen gegen das Deutschtum, sondern oft ein geradezu rührendes Vertrauen zu den Deutschen lebt.

Der deutschen Geschichtsforschung aber steht auf diesem Gebiete eine große Aufgabe bevor: die Geschichte der deutschen Kulturausstrahlung nach Zwischeneuropa zu erforschen, das heißt die tausend Fäden aufzudecken, durch die das staatliche und geistige Leben der zwischeneuropäischen Völker mit Deutschland zusammenhängt, zu zeigen, was die zwischeneuropäischen Völker dem Deutschtum verdanken. Nadler hat einst das weitgespannte Programm einer solchen Geschichtsforschung in kühnen Strichen gezeichnet. Für Polen bedeutet das jüngst erschienene Buch von Lück*) einen ganz großen Schritt zu seiner Verwirklichung. Für den südosteuropäischen Raum fehlt noch jeder Versuch einer Gesamtdarstellung. Wohl gibt es einzelne Untersuchungen über

*) Kurt Lück, Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens. Plauen i. V., 1934.

den deutschen Einfluß in Böhmen und Mähren, in Oberungarn und Siebenbürgen, bei den Slowenen, Kroaten und Serben. Daß bisher niemand eine Gesamtdarstellung unternommen hat, ist freilich nicht verwunderlich. Infolge der verwickelten geschichtlichen Verhältnisse, die bei jeder einzelnen Landschaft des weiten südosteuropäischen Raumes verschieden sind, ist es hier schwieriger als in Polen, die gesamte geschichtliche Entwicklung auf Grund einer Kenntnis des Tatsachenstoffes zu überblicken. Dazu kommen hier noch die sprachlichen Schwierigkeiten. Die moderne wissenschaftliche Literatur ist in einem Dutzend verschiedener Sprachen verstreut. Diese Schwierigkeiten dürfen jedoch nicht von der großen Aufgabe abhalten. Was Jakob Bleyer für Ungarn gefordert hat, das muß auch für die Erforschung des deutschen Kultureinflusses im gesamten südosteuropäischen Raum gelten. Und am Ende unserer Forschung werden wir Bleyers Anschauung von Südosteuropa aus bestätigen müssen, „daß das ganze Europa östlich des deutschen Sprachgebietes seine europäische Kultur, soweit diese organischer Natur, mittelbar und unmittelbar von seinem westlichen Nachbar, vom großen deutschen Volke erhalten hat, und auch nicht anders erhalten konnte“*).



*) Jakob Bleyer, Von der Erforschung des deutschen Kultureinflusses im südöstlichen Europa. In: Deutsche Rundschau 209 (1926), 124.

Zum Heimgange einer Dichterin

Von Hans Fuchhold

Auf der Rückfahrt aus einem thüringischen Bade in ihre letzte Heimstätte am Chiemsee starb am 15. 5. 1936 infolge eines unglücklichen Sturzes die schlesische Dichterin Friede H. Kraze.

Friede H. Kraze gehörte zu den besten Erzählerinnen unserer Ostmark; obwohl sie in Krotoschin 1870 geboren ist, dürfen wir sie der Herkunft ihrer Eltern nach eine Schlesierin nennen. Auch hat sie den größten Teil ihrer Jugend, frühverwaist, im Hause der Großmutter in Brieg und in Breslau und dort auch ihre Schulzeit zugebracht.

Erst im Beruf der Lehrerin hat sie andere deutsche Landschaften kennengelernt. Und erst als sie den Beruf aufgab und als Schriftstellerin in Weimar sich niederließ, vermochte sie sich durchzusetzen und ihrem Namen die Achtung und die Liebe zu erwerben, die sie über den Tod hinaus genießen wird.

Ihre Hauptkraft ist eine von großer innerer Wärme und von reinstem Empfinden getragene wunderbar feine Kunst zu erzählen, und weil die Novelle grade diese Fähigkeit am allermeisten fordert, darum hat Friede H. Kraze mit ihren kleinen Geschichten auch die allergrößten Erfolge gehabt. Die Novelle: „Das wahre Gesicht — ein Stimmungsbild von zartester Zeichnung und von hauchartiger Anmut aus einer Zeit, in der das silberne Lachen schelmischer Liebe im Dufte märchenhafter Gärten klang, hat in einem Preisaus schreiben des Verlages Velhagen seiner Zeit den Sieg errungen. Und andere Geschichten wie: „Der Freier“, „Die Meertrud“, „Dies war Mariebell“ offenbaren in gleicher Weise die eigentümlichsten Reize der Gestaltungskraft dieser Frau.

Sie sind Musik, eine ganz und gar deutsche Musik. Es ist das ganze Deutschland irgendwie darin, der Meergeruch von der Nordsee her, das schwermütige Rauschen ostdeutscher Kiefernwälder, das sanfte Lächeln thüringischer Bergwiesen und das stolze Leuchten süddeutscher Burgen und Städte zwischen Main und Rhein.

Jedoch die Mehrzahl der Menschen greift ja nicht nach einem Buche, um an der künstlerischen Form sich zu erquicken, sondern um den Inhalt sich zu eignen zu machen.

Friede H. Krazes Romane bieten solchen Stoff die Fülle.

Einige von ihnen sind Frauenromane im besten Sinne. „Die schöne und wunderbare Jugend der Hadumoth Siebenstern“, „Maria am Meer“, „Das Geheimnis“, „Amey“, sie alle stellen die Mädchenseele und die Frau in ihrer Entwicklung, in ihren Kämpfen und in ihren Überwindungen in jener so ganz innerlichen Erfassung der geheimsten Regungen dar, zu der nun einmal diese Dichterin in so ganz besonderer Weise befähigt war, als Schwängen alle Schwingungen aller andern Frauenseelen in ihrer Seele mit. Andre Romane

nehmen Stellung zu den Fragen der Zeit und tragen ein soziales und ein nationales Gesicht. Dies gilt von der „Sendung des Christoph Frey“ und von dem Ostmarkroman „Land im Schatten“, aus welchem Friede S. Kraze, als sie vor drei Jahren als Gast des Vereins für deutsche Bildung in Liegnitz weilte, eins der ergreifendsten Stücke vorgelesen hat. Der auffälligste Zug an dem Wesen der Dichterin ist ihre Gabe, sich in baltische und russische Landschaft und in deren Menschentum hineinzufühlen und es so zu gestalten, als wäre es ihr innerstes Eigentum. Das fällt schon bei dem in Weißrußland spielenden Roman eines Baltenschicksals „Die von Brock“ auf, dann wieder in dem Russenroman: „Die Freiheit des Kolja Iwanow“, am stärksten aber im „Jahr der Wandlung“.

Obschon nichts mehr, als die Geschichte einer großen Liebe, ist dieser Roman doch wohl der höchste Ausdruck der dichterischen Kraft der Friede S. Kraze geworden. Alles Geheimnisvolle der osteuropäischen Landschaft, alles Unberührte und Elementare kurischer Wälder und Moore verbindet sich da in mystischer Weise mit dem Urtriebe der Liebe von Mann und Weib zu einem gewaltigen Gemälde, das am ehesten mit denen des jungen Hamjun verglichen werden kann.

Mag das Schwedische Blut ihrer Vorfahren, die im 30jährigen Kriege das Geschlecht nach Deutschland brachten, erbmäßige Erinnerung in die Phantasie der Dichterin getragen haben oder nicht, sie bleibt mit diesen Werken, immer wieder nach Osten das Antlitz gewendet, die ausgesprochen ostdeutsche Künstlerin, Deuterin des Vergangenen und des Zukünftigen. Das verbindet sie am stärksten mit der Ostpreußerin Agnes Miegel, mit uns allen in Schlesien und im Preußenland, die wir die Wacht am Osten halten müssen seit vielen hundert Jahren zu Deutschlands Ehr und oft ohne Deutschlands Dank dafür!

Friede S. Kraze gehört mit ihrem dichterischen Werke freilich allen Deutschen, aber uns, die wir immer hinüberschauen müssen in jenes Dunkle und Weite, aus dem unsere Zukunft einmal heraustritt, uns gehört sie zuerst, sie ist unsre Stimme, die Stimme des Ostens.

Das Sinnbild

Von Hans Buchholz

Von Berg zu Berg auf weißem Zelter springt
der Sturm, ihm nach ein schwarzes Wolkenheer.
Still über ihm des Mondes Blocke schwingt
sich feierlich im blauen Sternenmeer.

Dort Reiterdröhnen, Rossesprall und Flucht,
und Windanfarenstöße, zornempört,
und hier das Leuchten in beglänzter Bucht
und seliger Friede, den kein Sturm zerstört.

Und ich! gequält von heißer Wünsche Schmerz
und ganz zerrissen zwischen Glück und Leid —
in diesem Anblick fühle ich mein Herz
entrückt in Gottes stille Lauterkeit.

Und merke wohl: Was in mir treibt und lärmt
und dieser windgejagte Wolkenzug,
der zwischen Grad und Abgrund tausend schwärmt,
sind Bildnis boneinander, Spiel und Spuß.

Doch über allem, wie der Vollmond klar
im Blauen ruht, steht dieser Dinge Sinn,
ob allem Wandel Gott unwandelbar —
und leuchtet mir, weil ich Gottauge bin.

Das Nachleben der Gotik in der schlesischen Barockskulptur

Von Heinz Günther Olf

Von der Trägheit der Materie wissen sie nichts: weil die Kraft, die sie in die Lüfte erhebt, größer ist, als jene, die sie an die Erde fesselt.

Kleist, über das Marionettentheater

In den ehemaligen Stiftskirchen der Zisterzienserklöster Heinrichau und Ramenz befinden sich zwei umfangreiche Werke spätbarocker Schnitzkunst, die um einiger Formeneigentümlichkeiten willen zu eingehender Betrachtung auffordern. Den Figuren des Heinrichauer Chorgestühls wie denen der Vierzehn Nothelfer-Reihe in Ramenz liegt nämlich, so verschieden die Werke in der Detailbildung sein mögen, ein gemeinsames Gestaltungsprinzip zugrunde, das sie aus der reichen Fülle schlesischer Barockskulptur als Besonderheiten hervortreten läßt: es ist ein anderes künstlerisches Wollen und mithin ein anderer Geist, die in ihnen Gestalt werden.

Die barocke Figur, soll man sie kurz kennzeichnen, wird man als in doppelter Hinsicht „bewegt“ charakterisieren müssen; zum ersten wird sie als „in Aktion begriffen“ dargestellt, ihre Bewegung leitet sich aus einer bestimmten Handlung her, deren Gänge sich der Beschauer aus dem gewählten Handlungsabschnitte zu vervollständigen vermag; dieser äußeren Bewegung, die ihrem Wesen nach „mechanisch“ genannt werden muß, entspricht zugleich eine innere Bewegung oder besser „Bewegtheit“, die, das Mechanische übersteigernd, reiner Ausdruckswert, also „dynamisch“ ist; die eigenwilligen Energien der Linienspiele sind ihre Sprache. Die Bewegung im Barock ist daher komplexer Natur, sie ist mechanisch und dynamisch zugleich, die äußere Bewegung erhält in der sichtbar gemachten inneren Bewegtheit gewissermaßen ihre psychische Voraussetzung. Daraus erhellt das Typische der Barockfigur: sie ist aus innerer dynamischer Bewegtheit in äußere mechanische Bewegung übergegangen. Der Longinus des Bernini hat die Arme in Ergriffenheit ausgebreitet; die Erregung, aus der diese Bewegung indessen hervorgewachsen ist, erkennen wir deutlich im eigenwilligen Rhythmus des Gewandes. Die Bewegung der Barockfigur ist also in äußere Aktion gelöste innere Spannung; beide, äußere Aktion wie innere Spannung, sind jedoch zugleich in die Darstellung gebannt, die erstere wird ausgeführt, aber die letztere wirkt noch fort. Das ist es, was der barocken Bewegung dies ungeheure Maß an Intensität verleiht.

Die figurale Plastik der genannten schlesischen Werke ist nun in dem eigentümlich, daß ihr jenes bezeichnende Zusammenwirken von dynamischem und mechanischen Kräftepiel, von innerer Bewegtheit und äußerer Bewegung fehlt. Das enganliegende Gewand des Heinrichauer Kardinals (Abb. 1) ist wohl äußerst lebendig gestaltet: die eintönige Energie der langen schmalen Falten, die dicht nebeneinandergelegt sind; das erregte Emporkreisen der Ärmelwülste oder gar der Schulterkragen, der wie der Rücken einer aus-

geprägten Hand von einem Netz feiner bis feinsten Aderchen übersponnen ist — das sind alles Merkmale einer inneren Bewegtheit, die aus dem geistigen Zentrum bis an die Oberfläche der Kleidung gelangt zu sein scheint. Aber diese innere Spannung, mit der die Figur erfüllt ist, entlädt sich in keiner Bewegung: die Linke hängt schlaff herab, die Rechte hält lose das Buch, der Kopf ist demütig geneigt; keine kräftige Geste, in der sich diese Erregtheit Luft machte, kein Faltenbausch, der vom Körper abschwänge. In sich gebannt bleibt diese Dynamik, und wie von großer verhaltener Empfindung voll berührt die stille Passivität des Heiligen. Dabei befindet sich der Körper, der durch das Gewand deutlich wird, keineswegs in Ruhe: das linke Bein ist als Spielbein leicht angewinkelt und ein wenig vorgestellt, in gegenteiliger Entsprechung hierzu werden rechter Arm und rechte Schulter vorgeschoben, der Kopf endlich ist halbrechts gewandt; legen wir in diesen drei verschiedenen Höhen Horizontalachsen durch den Körper, so scheint er sich um eine gedachte Vertikalachse schraubenförmig emporzuwinden. Eine Haltung, die wohl durch keine Bewegung erzeugt ist, die aber wiederum auch nicht ruhig genannt werden kann.

Dieses schraubenförmige Empordrehen, das den Körper im wahrsten Sinne des Wortes nur „bewegt“ macht, sich jedoch nicht aus einer echten Bewegung erklären läßt, ist also mechanisch bedeutungslos; wie die feinteilige Erregtheit des Gewandes läßt sich sein Sinn nur ausdrucksmäßig interpretieren. Um seine eigene Achse kreist der Körper wie ein Tänzer, der auf zu enger Fläche zu tanzen gezwungen ist. Es ist bezeichnend, wie schmal die Grundfläche genommen wird, auf der sich die Figur des heiligen Bernhard (Abb. 2) entwickelt. Wie um Raum zu sparen, wird die Rutte an den Füßen ganz zusammengezogen und übereinandergelegt; so ordnen sich nicht die Falten beim Gewande eines Stehenden, so werden sie „angeordnet“, ein Gestaltungsprinzip, ein bestimmtes Wollen drückt sich darin aus. Die schmale Grundfläche ist mit voller künstlerischer Absicht gewählt: es soll nur Raum zu einer „Aufwärtsentwicklung“ gelassen werden, jede Breitentendenz, deren eine in den Raum vorstoßende „Aufwärtsbewegung“ bedurft hätte, vermieden werden. So liegt auch der Schraubensform, der wir hier wieder begegnen, kein Trieb im Sinne eines mechanischen Nachobenwollens zugrunde, ein Aufwärtsstreben soll sie verdeutlichen, das innerer Natur ist; jene merkwürdigen Drehungen, die die Figur in einem Aufwärtskreisen zeigen, sind nur als Ausdruck der Empfindung zu verstehen, die sie beseelt, nicht als körperliche Aktion. „Empfindungsgepannt“ werden wir diesen Zustand nennen müssen.

Auch die Ramenzer Heiligen kennen nur dynamische Bewegtheit, komplexe Bewegung, wie sie den Barock Berninis und Schlüters kennzeichnen, ist ihnen fremd. Berührte die Körperdurchformung der Heinrichauer Figuren noch ein wenig hart, war die innere Bewegtheit gewissermaßen zu einer starren Ruhe gefroren, die Linien Sprache der Ramenzer Werke täuscht mit ihrer flüssigen Lebendigkeit fast barocke Bewegung vor. Aber auch die graziose Ergriffenheit der heiligen Barbara (Abb. 3) ist nur Bewegtheit, die den eigenen Körper zum Ausdrucksträger der inneren Empfindung

macht. Die zierlich geformte Hand, die das Mantelende wie eine kostbare Agraße an der Brust feststeckt, ist nicht so sehr Hingebung bezeugende Geste im Sinne einer mechanischen Bewegung, als vielmehr ein kompositionelles Mittel, das Aufwärtskreisen des um den Leib geschwungenen Mantels geschickt zum Spitzenkragen weiterzuleiten, in den die große, den Körper zweimal umziehende Serpentine ausklingt. Das Gewand unterstützt hier also die Schraubenbewegung, es verdeutlicht die um die eigene Körperachse gehende Aufwärtsentwicklung in ganz sinnfälliger Weise. Aber auch die Beobachtung der Details läßt dieses erregte Emporschrauben als grundlegendes Gestaltungsprinzip erkennen: fast wie ein Schraubenzieher ist der rechte Armel gearbeitet, sind die Locken der linken Seite geordnet. — Fassen wir das Erkannte zusammen und stellen wir die Frage nach der Herkunft dieses Gestaltungsprinzips! Es ist den Meistern der Heinrichauer und Ramenzer Werke, wie wir gesehen haben, nicht um die Wiedergabe eines eindeutig in Bewegung befindlichen Menschen zu tun wie der Renaissance, der das Bewegungsproblem ein anatomisches, also mechanisches war, aber auch nicht um die Darstellung jener eingangs gekennzeichneten komplexen Bewegung des Barock. Die Empfindungsgepanntheit ihrer Figuren, die bei äußerer Ruhe innere Bewegtheit verrät, muß daher notwendig ein Kunstwollen zum Vortrag bringen, dessen Wesentliches nicht das Mechanisch-Objektive, sondern das Dynamisch-Subjektive, das Ausdrucksmäßige ist. In der Tat begegnet uns jene Empfindungsgepanntheit zum ersten Male in einer Zeit, die, an der idealisierten Wiedergabe der sinnlichen Erscheinung überfättigt, die Kunst wieder wie im Mittelalter zum Sprachorgan ihrer geistigen Erlebnisse macht: es ist jene Zeit zwischen Hochrenaissance und frühem Barock, die ihrer stilistischen und geistesgeschichtlichen Selbständigkeit halber heute mit einem eigenen Stilbegriffe, dem des „Manierismus“, umschrieben wird. Es ist im Werke des reifen Michelangelo, in dem wir zum ersten Male jener äußeren Ruhe begegnen, hinter der sich ein inneres Kräftespiel verbirgt. Die Figur des „Tages“ vom Grabmale des Giuliano de Medici, um ein berühmtes Beispiel zu nennen, lagert in scheinbarer Ruhe auf dem Sarkophag; aber der dem Hinlagern gemäßen Entspannung des Körpers — man er-innere sich der stillen Gelöstheit der Giorgione-Venus — wird durch die Gepanntheit der Muskulatur aufs heftigste widersprochen, die Ruhe ist nur eine scheinbare, die Muskeln schwellen und eine innere Kraft wird sichtbar: eine Kraft, die nicht in Bewegung übergeht, die verhalten und darum Empfindung bleibt. So wird die renaissancestische Klarheit der sinnlichen Erscheinung mit innerer Bewegtheit erfüllt und durch sie umgeprägt. Die „figura serpentinata“, die uns in Kunst und Theorie des fortgeschrittenen 16. Jahrhunderts begegnet, ist hier bezeichnender Ausdruck; sie ist jenes Gestaltungsprinzip des um die eigene Achse emporkreisenden Körpers, das wir von Heinrichau und Ramenz her kennen.

Versuchen wir, ihren Sinn zu erfassen! — Sie nimmt von der anatomischen Entdeckung des menschlichen Körpers ihren Ausgang, wendet jedoch die Ergebnisse der Renaissance ins Dynamisch-Expressive. Es ist der von den

Künstlern des Quattrocento „wissenschaftlich“ erforschte menschliche Körper, der wieder „im gotischen Sinne rhythmisiert“ wird, das besagt: das der Renaissance wichtige Problem der mechanischen Bewegung wird durch das der geistigen Beseelung des Körperlichen verdrängt, Bewegung muß Ausdruck, innere Bewegtheit werden, wie die gotische Bewegung innere Bewegtheit gewesen war; aber die neuen Erkenntnisse haben das Weltbild zu grundlegend umgeformt, als daß man noch einmal „nur aus dem Rhythmus heraus“ zu gestalten vermöchte, für das Werden der gotischen Figur war ja die Objektivität des wirklichen Seins nie von zwingender Bestimmtheit gewesen, wenn sie auch nie im manieristischen Sinne Ausdrucksfigur war, ihre Form war vielmehr „das Ergebnis des auszudrückenden Gehaltes“ gewesen, der in der Kraft ihrer aufbaubestimmenden Linienrhythmik offenbar wurde, der manieristische Künstler hingegen „beseelt nur“ den in seiner realen Beschaffenheit erkannten menschlichen Körper. Der auszudrückende Gehalt, das innere Erlebnis bestimmen nicht mehr, wie in der Gotik, den Bau der Figur, den hat der wissenschaftliche Eifer der neuen Zeit schon längst erkannt — es mag an die Bemühungen der Proportionsstudien erinnert sein —; nur aus dem Rhythmus der darzustellenden Bewegtheit heraus kann also nicht mehr gestaltet werden, die anatomische Kenntnis des menschlichen Körpers hindert daran. Was man hingegen vermag: man kann den in seiner realen Beschaffenheit ergründeten Körper „dynamisch“ durchbilden, dynamisch machen, indem man seine im anatomischen Sinne „richtig“ gestalteten Bewegungen einem Gesetze „irrationaler“ Körperformung untertan sein läßt. Dies auf dem Wege des freien Schaffens unbewußt gefundene und erst später in der Theorie formulierte Gesetz ist das der „figura serpentinata“, das vor allem als Ausdruck einer Umkehr von der Alleingültigkeit der sinnlichen Erscheinungsform verstanden werden muß. In ihm gewinnt das gotische Empfinden, wenn auch in merkwürdiger Rationalisierung, wieder Durchbruch; sein um die eigene Achse hochfahrender Körper ist durch das Medium der Renaissance umgeformtes Erbe gotischer Körperrhythmik.

Man erinnere sich des von der Gotik gebrauchten Begriffes des „Flamboyant“; hat dieses Um-die-eigene-Achse-Hochfahren, das wir in Kunst und Theorie des Manierismus finden, und das so seltsamerweise noch einmal im Spätbarock Gestalt gewinnt, nicht das bewegte Aufzüngeln der Flamme, ist es nicht „Flamboyant“? Wie ein heftiges Feuer schlägt der Mantel um die schlanke Figur des Ramenzer Eustachius (Abb. 4), aber selbst Haar und Hände flammen! Es ist eine tiefe, sich selbst verzehrende Unrast in diesen Formen, die etwas Faustisches hat; erinnert doch das flackernde Empor des Lockenwaldes fast an die ungezügelte Bewegungslust altnordischer Tierornamentik! Ein uraltes Erbe wird lebendig. Der Bewegungsgehalt des gotischen Flamboyant, der in der „figura serpentinata“ wieder durchschlägt, hat im „Nordischen“ Ursprung und Heimat, und es sind in der Tat Gegenden vorwiegend germanischer Bevölkerung, in denen diese heimliche Gotik nie ausgestorben ist: England, Skandinavien, die Niederlande, Deutschland, Nordfrankreich und Oberitalien.

Vom Meister des Heinrichauer Gestühls wissen wir noch nichts, der Ramenzer aber ist von Erich Wiese auf archivalischem Wege als THOMAS WEISFELDT, des; hochansehnlichen Ancker Walters In Christiania In Norwegen Nachgelassener einziger Sohn“ nachgewiesen worden. Aus dem Norden kommt also dieser Künstler, doch er berührt keineswegs fremdartig auf schlesischem Boden, kurz vor ihm waren ja, um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert, das große Heinrichauer Werk, die Saganer Kirchenväter, entstanden: Werke, in denen gleichfalls jene manieristische Gotik fortlebt; und welsch schlesische Nachfolge fand die Weisfeldtsche Formenwelt: fast alle Hauptwerke im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts stehen in ihrem Bann!

Es ist ein wesentliches Gesetz der Kunst, das uns hier entgegentritt: das instinktive Zurückgreifen auf die Formen ureigenster Gestaltungsweise, der nie zu hemmende und immer wieder zu bemerkende Durchbruch des Urkünstlerischen. So sind auch Heinrichau und Ramenz Beispiele jener heimlichen Gotik, die unterirdisch, als unserer besten Lebensströme einer, fortwirkt. Gewiß sind ihre Werke einseitig — die mannhafte Auseinandersetzung mit dem großen Gegenspieler des Südens, Italien, dem Herkunftslande des Barock, hat Schlüter besser vollbracht, sein „Kurfürst“ wird darum immer der schönste Repräsentant deutscher Barockskulptur bleiben. Der nordischen Einseitigkeit unseres manieristischen Barock kommt indessen eine andere Wertung zu; seine Sprache ist keine öffentliche, sondern eine heimliche, und was er sagt, will mit Augen gesehen werden, die aus Formen seelischen Gehalt zu ergründen wissen. Wer mit solchen Augen unsere Werke zu schauen versteht, den wird das Erlebnis ihrer Gotik aufs reichste beschenken.

Literatur

Zur Bewegungslehre des Manierismus: Dagobert Frey, Gotik und Renaissance als Grundlagen der modernen Weltanschauung. Augsburg 1929, S. 137 f.

Zur Ramenzer Plastik: Erich Wiese, Thomas Weisfeldt — ein nordischer Barockbildhauer in Schlesien, Jahrbuch der Preussischen Kunstsammlungen, 55. Band, Berlin 1934, S. 57 f.

Zum Problem des Nordischen: Wilhelm Pinder, Die Kunst der deutschen Kaiserzeit. Geschichtliche Betrachtungen über Wesen und Werden deutscher Formen. Leipzig 1935. „Herkunft und Begegnung“, S. 41 f.



Kleine Geschichte des Bades in Charlottenbrunn

Von Hellmut Stod

Es klingt wie ein Märchen, daß vor etwa 200 Jahren dort, wo heute in Charlottenbrunn Kurplatz und Kurhaus stehen, damals nichts anderes als eine Ruhweide war. Sie gehörte einem Bauern aus dem benachbarten Tannhausen, namens Kaspar Schäl. Ein Hütejunge bemerkte, daß die Röhre mit besonderer Vorliebe auf dieser Weide tränkten, und als er selber dieses Wasser mit den merkwürdigen Bläschen probierte, stellte er fest, daß es angenehm säuerlich schmeckte. Das sprach sich herum, und es dauerte gar nicht lange, so kamen Wandersleute und andere, die über Land gehen mußten, um sich an diesem Wasser zu erquicken. Schäl errichtete hier einige Bänke, später wohl auch ein kleines Holzhäuschen, und schänkte hier seinen „Tannhäusener Sauerborn“ aus, verkaufte aber auch Milch, Erfrischungen und Lebensmittel. Eines Tages kostete auch die Freiherrin Charlotte von Seherr-Thofz, eine geborene Reichsgräfin von Pückler, — die Gemahlin des damaligen Rittergutsbesitzers in Tannhausen, des Freiherrn Johann Christian v. Seherr-Thofz — von diesem Wasser. Sie ließ es untersuchen, und zwar durch den Breslauer Arzt Dr. Nimsch und seinen Kollegen Dr. Kanold. Da dieses Urteil sehr günstig ausfiel, wurde dann im Jahre 1724 der Badeort gegründet, nachdem die Brunnenwiese und das angrenzende Land mit dem Bauern Schäl gegen ihm günstiger gelegenes Feld in Tannhausen ausgetauscht worden war. Die Quelle wurde in Stein gefaßt und zur Erinnerung an die Freiherrin Charlotte von Seherr-Thofz mit dem Namen Charlotte belegt. Gleichzeitig wurden ein Badehaus, ein Kretscham und ein Logierhaus errichtet.

Schäl errichtete sich in unmittelbarer Nähe der Quelle ein eigenes Haus, den „Grundhof“, der bis zum heutigen Tage unverändert im Äußeren und nur wenig verändert im Inneren erhalten geblieben ist. Auf ihn wurden sehr bald allerlei Gerechtigkeiten übertragen. Im Jahre 1725 wurden dann ein Tracteurhaus (das jetzige „Deutsche Haus“), ein kleines Witwenhaus, ein Herrenhaus und ein Brunnenmeisterhaus erbaut. In diesem Jahre wurden auch weitere ärztliche Urteile über den Charlottener Sauerborn abgegeben, und zwar durch den Dr. Georg Jachmann, Schweidnitz. Weitere Zeugnisse liegen vor von Dr. Keufzner aus Jauer und dem Hofrat und kaiserl. Leibmedicus Dr. Hoffmann. Im Jahre 1731 wurde am Kurplatz ein Schloß erbaut, weil die Freiherrin inmitten ihrer Schöpfung selbst wohnen wollte. (Es ist uns heute noch erhalten, und zwar befindet sich jetzt die Apotheke darin. An der sehr lebenswerten alten Haustür befinden sich noch die früher üblichen Türklopfer.) Schon im folgenden Jahre wurde dann ein Tanzsaal errichtet, den man später in ein Bethaus umwandelte. 1734 wurde neben dem Schloß ein Billardsaal errichtet. Im Jahre 1735 aber wurde ein Fürstenhaus erbaut, das die ganze Länge des Kurplatzes besaß und das dann, viel später allerdings, als Gemeinde- und Schulhaus benutzt wurde. 1737 veröffentlichte Dr. Ferdinand von Sternstein, kaiserl. und königl. geschworener Landphysicum im König-

reich Böhmen, eine Schrift mit dem Titel „Historisch und Medicinischer Bericht von dem vortrefflichen Charlotten- und Cannhäuser Sauerbrunnen“. Darin wird unter anderem erwähnt, daß der Kurort schon 31 Häuser zählt. Der Brunnen wurde übrigens damals sehr viel nach auswärts versandt. Niederlagen bestanden in Breslau, in Prag und in Königgrätz.

Auch schwere Zeiten hatte der aufsteigende Badeort zu überwinden. So wird von einer großen Teuerung im Jahre 1727 berichtet. 1732 war am 1. Juli eine so große Kälte, daß mehrere Menschen im Freien erfroren. 1735 und 36 waren Jahre schwerer Teuerung infolge andauernden Regens und vollständigen Mißwachsens der Ernte. Auch 1739 brachte einen sehr schweren Winter.

Die Sorge des Besitzers und seiner Gattin um den Ort war sehr groß. Seine vielfachen Versuche trugen endlich im Jahre 1740 Früchte, indem am 9. August dieses Jahres dem Orte die Marktfreiheit verliehen wurde. Im Jahre 1743 konnte der erste Badearzt angestellt werden, der auch gleichzeitig eine Kurvorschrift verfaßte. Und endlich wurde ein sehnlicher Wunsch der Freiherrin erfüllt. 1748 genehmigte Friedrich der Große die Errichtung eines Bethauses in Charlottenbrunn, das auch bald geweiht wurde. Die erste kirchliche Handlung, die darin stattfand, war am 11. Dezember die Vermählung ihres Sohnes, Freiherr Johann August von Seherr-Choß, mit seiner Verlobten, Sofie Eleonore von Czetritz. Dieses Bethaus wurde errichtet auf demselben Platze, auf dem bis dahin der Tanzsaal stand. Im Jahre 1789 wurde auf Veranlassung des Staatsministers von Jedlitz durch den Chemiker Professor Klaproth die erste gründliche Analyse aufgestellt. Hauptbestandteile waren außer freier Kohlenensäure: Kohlen-saures Natron, schwefelsaure und kohlen-saure Kalkerde, Eisenoxydul und Kieselsäure.

Während des Siebenjährigen Krieges wurde auch Charlottenbrunn sehr stark mitgenommen. Bald in den Händen der Preußen, bald in denen der Österreicher, war es mehrfach der Schauplatz kleiner Kämpfe. Unerträglich hohe Beschlagnahmen wurden verfügt, Plünderungen und Brand waren an der Tagesordnung. Lebensmittel waren teurer denn je.

Im Jahre 1821 wurde die erste Apotheke errichtet, die 1823 von dem Breslauer Apotheker Carl Christian Beinert erworben wurde. Er setzte sich als Kurinspektor sehr für die Hebung des Bades ein, kaufte auch größere Ländereien und begann mit planmäßiger Aufforstung. Seine Liebe zur Natur und insbesondere zur Pflanzenwelt veranlaßte ihn, den heutigen Karlsruhain mit seltenen Pflanzen zu besetzen und ihn zu einer botanischen Berühmtheit in Schlesiens zu machen. Leider ist in späteren Jahren der Karlsruhain vollkommen verfallen, so daß heute nur noch wenig von den Seltenheiten erhalten ist.

Bis zum Jahre 1834, also 110 Jahre, befand sich das Bad im Besitz der Seherr-Choßschen Familie. Dann wurde es verkauft und gehörte erst einem gewissen Rothenbach, dann Menzel und später Engels.



Heinrichau: Hl. Bernhard
(vom Chorgestühl)

Aufnahme: Paul Pollekowski



Heinrichau: Kardinal
(vom Chorgestühl)

Aufnahme: Paul Pollekowski

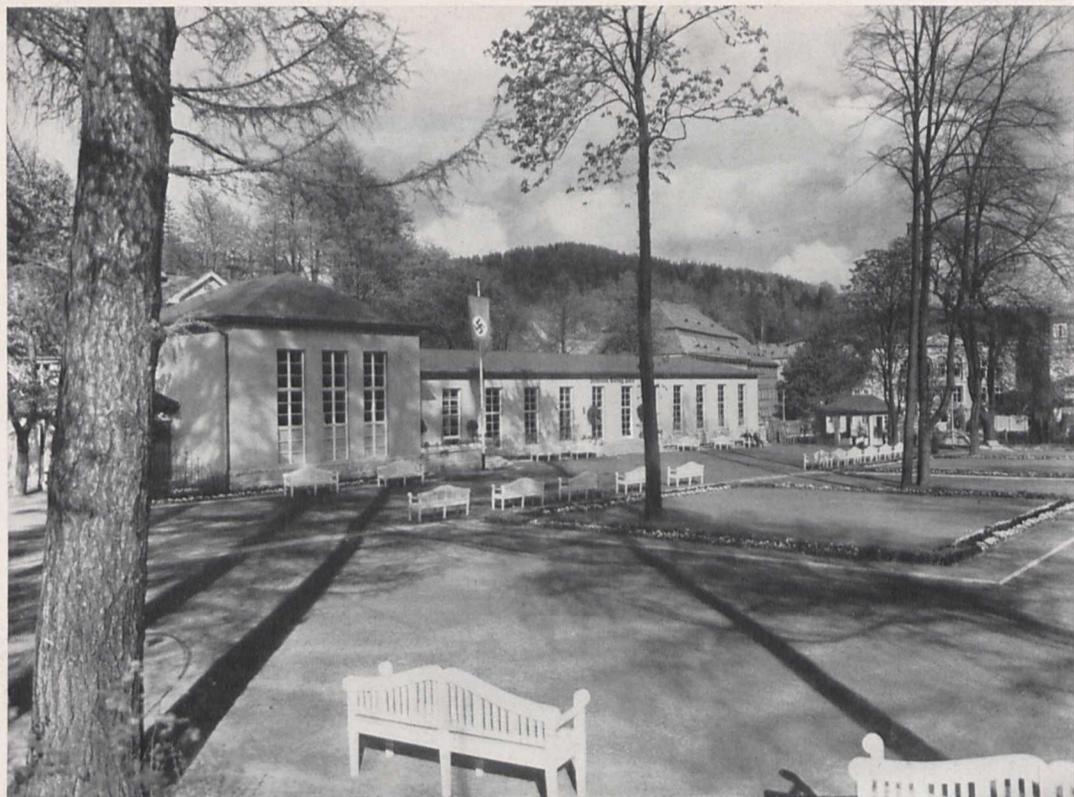


Kamenz: Hl. Barbara



Ramenz: Hl. Eustachius

Aufn.: Schles. Museum der bildenden Künste, Breslau



Aufnahme: Mittmann, Waldenburg
Kurplatz des Bades Charlottenbrunn
Neue Wandelhalle



Berge und Wälder
umgeben das Bad Charlottenbrunn
Aufnahme: A. u. E. Frankl

Im Jahre 1845 wurden bereits 3500 Bäder verabfolgt. 1836 wurde neben der ersten, der Charlottenquelle, eine neue in 11 Meter Tiefe erschlossen, die den Namen „Theresienquelle“ bekam. 1858 zählte der Ort 102 Häuser und 1204 Einwohner. An Kurtaxe mußten 5 Taler gezahlt werden. Die Besucherzahl betrug etwa 270 Familien. Im Jahre 1860 hat der Kommerzienrat Krister das Bad gekauft und ging des immer mehr anwachsenden Besuches wegen 1864 an den Bau eines neuen Kur- und Badehauses heran. Er ließ im gleichen Jahre durch den Quellsucher Abbé Richard eine neue Mineralquelle suchen, welche auch im gleichen Jahre in 14 Meter Tiefe erschlossen wurde. Im Jahre 1884 hat die Gemeinde das Bad erworben und hat es bis heute mit kurzer Unterbrechung im Besitz. In den Jahren 1925 und 1929 wurde das Badehaus innen vollständig modernisiert. Der Ort hat heute rund 2000 Einwohner und eine Kurgastzahl, die zwischen 3000 und 6000 schwankt. Zur Zeit werden etwa von den acht vorhandenen Quellen hauptsächlich die Theresienquelle für Trinkkuren und Mineralbäder verwendet, während die Abbé-Richard-Quelle wegen des außerordentlich hohen Eisengehalts wenig benutzt wird. Die 1927 erschlossene Neue Quelle ist 56 Meter tief. Nach der Analyse und den fachwissenschaftlichen Gutachten ist sie vorzüglich zur Behandlung von Nieren- und Blasenleiden geeignet.

Und nun noch einige Anekdoten um Friedrich den Großen.

Nach der Burkersdorfer Schlacht, am 22. Juli 1762, verlegte der König Friedrich II. das Hauptquartier nach Dittmannsdorf und besichtigte die ganze Gegend, wobei er auch mehrfach nach der kleinen Kolonie Koblhau kam. Einmal soll der König auch beim Ortsrichter David Polte in Wäldchen ein Weilschen abgestiegen sein. Dem Kammerhusar nahm Polte das Pferd ab und, nachdem er einen Ring in die vor dem Hause befindliche Linde eingeschlagen, band er das Pferd daran fest. Seitdem heißt der Baum die „Friedrich-Linde“. Als einmal beim Ritt der Adjutant des Königs verwundert fragte, wovon denn in dieser Wildnis die Leute lebten, meinte der König: „Das ist ganz einfach, da nimmt es eben einer vom andern.“ Einmal hielt der König auf einem dieser Ritte im Charlotten-Kretscham, wo er mit seinen Offizieren ein einfaches Mittagmahl einnahm. Als er dann nach dem Blockberg weiter ritt, kam er auch an der „Sucke“ vorbei. Der Stellenbesitzer Kummer sah sich von seinem Gartenzaun die Vorüberreitenden an. General Manteufel, der sich in der Begleitung des Königs befand, rief ihm zu: „Ein Glas Wasser!“ Kummer antwortete: „Habe kein Glas, höchstens einen Topf.“ Er ging zum Brunnen, an dem er einen buntbemalten Topf füllte. Auf diesem Gefäß stand: „Es blühe Schlesien!“, und als das der König liest, bemerkt er: „Nun, das gebe Gott.“ Beim Weiterreiten drehte er sich nochmals um und fragt Kummer: „Nun, wer ist Euch denn lieber, der Österreicher oder der Preuße?“ Schnell erfolgt die Antwort: „Halten zu Gnaden, es bringt halt keiner was mit.“ Der König lachte und ließ ihm ein ansehnliches Geldgeschenk überreichen, um ihn vom Gegenteile zu überzeugen.

Landarbeiterleben vor 150 Jahren

Von Albert Ley

Vor mir liegt eine Untersuchung, die der weiland Hochfürstliche Sächsische Land-Kammerrath J. C. C. Voewe aus Grottkau am Ausgange des 18. Jahrhunderts über die damalige Lage eines schlesischen Hofe-Gärtners oder Robothers angestellt hat. Dieser Bericht, einer erlauchten patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Breslau ehrfurchtsvoll überreicht, ist in mehr als einer Hinsicht außerordentlich aufschlußreich. Obwohl er es sorgfältig vermeidet, irgendwelche Folgerungen aus den dargelegten Fakta zu ziehen, sprechen seine nüchternen Zahlen doch eine so eindringliche Sprache, daß die Absicht des Verfassers, etwas für den elenden Zustand des schlesischen Landvolkes zu tun, deutlich daraus hervorleuchtet. Ganz abgesehen also von dem interessanten Einblick in die wirtschaftlichen Verhältnisse einer Gesellschaftsschicht, die nach dem Reformwerk des Freiherrn vom Stein aufgehört hat zu existieren, verdient die Arbeit Voewes als menschliches Dokument auch heute noch unsere Achtung, und so soll er im wesentlichen selbst zu Worte kommen. Voewe wählt als Beispiel das Gut A. einer Herrschaft, die im ganzen 100 Gärtner beschäftigt, auf Gut A. sind 16 Gärtner. „Das angeführte Beispiel“, schreibt er, „paßt mit wenigen Veränderungen auf alle. Nur nach der verschiedenen Quantität und Qualität ihrer Acker und nach der verschiedenen Güte der Vorwerksäcker und dem davon abhängenden Einschnitt und Ausdrusch, der auf den Gärtner als Drescher großen Einfluß hat, und besonders auch nach der Zahl der Drescher, die zu einem Vorwerk gehören, ist ihr Gewinn und ihr Zustand verschieden. Haben sie lange in den herrschaftlichen Scheuern zu dreschen, so haben sie lange perfas et nefas ihr Brodt. Daher stehn sich auf denen Vorwerken die Gärtner am besten, wo ihrer wenig und wo des Getraides viel ist, daß sie nicht nur selbst ihr hinlängliches Brodt vom Scheuergewinn nehmen, sondern auch noch oft davon verkaufen können. Denn so wenig die Gärtner hier den Tag über ausdreschen und so schlecht ihr Verdienst dabei ist, so übertrifft er doch noch bei ihnen jeden andern Hofeverdienst zu der Zeit. Sie freuen sich dahereben so sehr über gute Erndten der Herrschaft, als dort, wo sie am Einschnitt ihren Teil haben, wie in vielen Gegenden besonders Niederschlesiens, und pflegen ihre Bemerkungen gern laut werden zu lassen, daß, wenn die Herrschaft nichts habe, sie auch nichts hätten. Allerdings hilft auch wohl der Gang dieser Leute zum Stehlen ihren Vorteil an vollen Scheuern der Herrschaft erhöhn; denn auch bei der besten Aufsicht weiß der Gärtner täglich etwas mit wegzunehmen, und kann es nicht in Taschen oder Stiefeln geschehen, so geschieht es wohl gar in den Hosen.

Die Gärtner haben hier die Verbindlichkeit auf sich, das ganze Jahr mit zwei Personen zu Hofe zu gehen. Der Gärtner also, der nicht erwachsene Kinder hat, muß eine Magd zur Bestreitung seiner Hofarbeit mieten, weil er sein Weib zum Kindergebühren und zur Haushaltung braucht. Nur

mancher, der kein Gesinde ernähren kann oder will, beschwert sein Weib außer jenen Pflichten noch mit täglicher Dienstbarkeit und setzt ihr die dreifache Krone weiblichen Märtyrertums auf. Die ordinären Wirtschaftsarbeiten hier erfordern zwar nicht, daß der Gärtner Jahr aus Jahr ein doppelt diene, allein er ist doch dazu verpflichtet, wenn ihn die Herrschaft zu außerordentlichen Arbeiten braucht. Ob er dabei in jedem Fall seinen Lebensunterhalt haben kann, wird nachstehende Rechnung erweisen.

Um die Arbeiten und den Gewinn eines Gärtners genau zu berechnen, habe ich die Tage mit in Rechnung gebracht, worin er um Gottes und seiner selbst willen müßig ist; worin er ohne Lohn arbeiten muß; die er der Herrschaft um bestimmten niedrigen Lohn robothet; die er zur Arbeit im fremden Lohn übrig behält, wenn die Herrschaft nicht gar zu gestrenge ist; in welchen er, seine Magd oder sein Weib krank liegt. Alle diese Annahmen sind, nach einem Durchschnitt mehrerer Jahre, in der benannten Gemeinde von 16 Gärtnern gemacht. Die Zahl der Tage überhaupt ist vom Gärtner und seiner Magd durchs Jahr 730.

Tage ohne Verdienst

- 100 Sonn-, Fest- und Feiertage. Eine große Zahl! Festtage nenne ich alle die, die noch durch Gottesdienst begangen werden, und Feiertage, alle die vielen übrigen Tage des Müßiggangs, als aufgehobene Festtage, in welchen, nach einer Königl. Landesverordnung der Unterthan, frei von herrschaftlichen Diensten, sich selbst nützen soll, die er aber bisher bloß dem Müßiggang widmet; Selbnistage, Tage zum Gedächtnis großer Strafgerichte Gottes, Pest, Viehsterben, Brand u. a., an welchen einzelne oder mehrere Gemeinden, Gott zu Ehren, sich aller nützlichen Beschäftigung sorgfältig zu enthalten und müßig zu gehen, gelobt haben. So giebt es Tage, an welchen, bei schwerer Gemeindeftrafe, kein Einwohner die Grenzen des Ortes überschreiten darf; andere, die mehrere Wochen hintereinander Sonnabends Nachmittags gefeiert werden, u. s. m. Rirmiß-Tage, wo 2 Tage die Lust währt, und der dritte zum Ausschlafen erforderlich ist; Jahrmarkts-Tage, die auch von den allerärmsten fleißig besucht werden, und sollten sie auch nur ein Glas Brandwein trinken, Hochzeit-, Kindtauf-, Begräbnistage, Tage der Einquartierung, der Militär- und Gesinde-Gestellung, der Gärtnerlohn- und Zins-Abrechnungen u. s. m.
- 10 Tage, Königl. Bothzehen, mit Currenden, Berichten ins Kreisamt, e. c.
- 15 Tage auf Königl. Straßenbau.
- 1 Tag auf Brandhülfe, vermöge Feuersozietätsregulierung.
- 12 Tage Gemeinwachen im Kretscham. Tags hat ein Mann die Wache, damit einlaufende Königl. Militär- oder Landrätliche Sachen, Kreisdragoner, Vorspann u. s. m. nicht aufgehalten werden; nachts wachen zwei Männer, die zugleich die Stelle des Nachtwächters vertreten.
- 10 Tage Gemeinarbeit in der Gemarkung, an Wegen, Brücken, Jäunen u. dergl.

20 Tage auf Krankheit des Mannes, Weibes oder der Magd. Denn wohl zu bemerken ist, daß Robother oft krank werden, und daß überhaupt der Mann das Recht hat, wenn die Frau im Wochenbett liegt, 6 Wochen daheim zu bleiben.

Summe:

168 Tage ohne Verdienst.

Einnahme

	Flr.	Rr.	Sfr.
15 Tage in Schanzarbeiten, der schlechte Arbeiter, welches unsere Gärtner meist sind, zu 4 Sgl. den Tag, macht . . .	3	—	—
3 Tage Herrschaftl. Bothzechen, pro Meile 2 Rr. den Tag 2 Meilen gerechnet zu 4 Rr.	—	12	—
4 Tage Herrschaftl. Gemeinarbeit zu 2 Rr. in einem Lebel Brodt oder kleinen runden zu diesem Zweck gebackenen Brödtchen	—	8	—
2 Tage Schaffsheeren, pro St. 1 D' für 30 St. groß und klein, worauf eine Person hier 2 Tage schiert	—	7	—
3 Tage Strohseile zum Einbinden des Getraides zu machen, 24 Sch. auf die Person, pro Sch. 1 Fl.	—	4	—
2 Tage Reißstämme zu Zaunlatten zu reißen oder einmal zu spalten, pro Stamm 1 Rr. auf die Pers. 8 St.	—	8	—
Ein guter Arbeiter wird das, worauf ein Robother hier zwei Tage zubringt, bequem in einem Tage verrichten; vielmehr würden also in solchen Arbeiten, wo nach dem Maas der Arbeit der Lohn bestimmt ist, diese Leute verdienen, wann sie fleißiger wären. Allein selten nur übersteigt ein Gärtner sein Tagewerk. Die Fleißigern unter ihnen arbeiten lieber den Rest des Tages für sich zu Hause, und wohl ihnen, wenn sies tun. — So viel sind der Arbeiten, worin die Arbeiter bestimmte Pensa haben.			
293 Tage kommen im Durchschnitt auf einen Gärtner an Männer- und Weiberarbeit, im Klafterschlage, Zimmerarbeit, verschiedener Arbeit, Getraide hauen, schneiden u. s. m. nach Verschiedenheit des Preises der Arbeiten im Sommer und Winter; beträgt am Gelde	14	12	—
Von diesen Tagen das Mäzel Getraide an Korn 5 Sch. 14 Mk. a 2 Flr.	11	45	—
An Gerste 1 Schfl. a 1 Flr. 30 Rr.	1	30	—
108 Tage werden in der Scheuer zugebracht. Bei der mittelmäßigen Aerndte ist der Einschnitt auf diesem Vorwerk 432 Sch. in allen Früchten; der Ausdrusch zu 3½ Schfl. vom Schock, 1512 Schfl., davon ist der 15. Schfl. Gärtner-Hebe, macht 100 Schfl. 12 Mk. Diese unter 16 Gärtner verteilt, kommt auf jeden 6 Schfl. 4¾ Mk. Den Schfl. im Durchschnitt zu 1 Flr. 30 Rr. beträgt am Gelde	9	26	4

Es drischt also der Gärtner mit seiner Magd in 108 Tagen nur 27 Schock aus, da 4 Personen durch die Woche nicht mehr als 5 Schock hier ausdreschen, wenn wöchentlich einmal aufgehoben wird; kommt also auf die Person täglich an Verdienst nur 5 Kr. 1½ Fl. Da sie indes bei so kleinen Tagewerken erst spät in die Scheuer kommen und früh wieder hinausgehen, wenden sie den übrigen Teil des Tages zu ihrer häuslichen Wirtschaft an, daher sie nicht ohne Zwang sich größere Pensa auflegen lassen.

430 Tage ist also die Summe derer, worin der Gärtner mit seiner Magd Königl. und Herrschaftl. Verdienst hat und worin er verdient 40 Fl. 33 Kr. 1 Fl.

168 Tage ohne Verdienst, zusammen

598 Tage.

Diese ab von der Summe von 730 Tagen, bleiben ihm noch 132 Tage übrig, darüber er frei verfügen kann, und die er auf Arbeiten im fremden Tagelohn, oder durch Holzfahren mit seinen Ochsen, oder auf Bestellung seiner eigenen Wirtschaft verwendet. Der fleißige Gärtner bestellt zwar seine Acker und übrige Wirtschaft früh, mittag und abends, in den Stunden zwischen der Roboth; dies kann er aber nur, wenn seine Roboth nicht zu weit von seiner Wirtschaft entfernt, nicht übers Feld ist. Die strengste Arbeitszeit für die Herrschaft ist's auch für ihn, da freut er sich der mondhellen Nächte, ackert, eggt, führt seinen Dünger hinaus auf das Feld und seine Früchte herein. Ja, an den finsternen Abenden hört man häufig die Felder der Gärtner von den Stimmen der Pflüger erschallen, die man nicht sieht. Was Wunder, wenn diese Menschen dann am Tage im Herrschaftl. Roboth faul arbeiten? Wie oft tun wir ihnen Unrecht durch Beschuldigung der Faulheit; sie erholen sich in Herrschaftl. Arbeit nur von der eignen. Da stelle man dann so viel Wögte wie Gärtner hin, die erschöpften Kräfte ersetzt kein Prügel. Wird indessen diesen Leuten zuweilen ein Tag nachgesehen, worin sie ihre Acker bestellen, ihre Früchte einärndten, ausdreschen, sich Holz anschaffen, einige Reparaturen ihrer Höfe besorgen können, so gewinnt dabei Herrschaft und Untertan. Es hat ein Gärtner in A., der mit zwei Personen zu Hofe geht, überhaupt 132 Tage für sich übrigbehalten. Davon rechne ich ihm wöchentlich 1 Tag zur Besorgung seiner eigenen Wirtschaft, durchs Jahr 52 Tage, die er haben muß, wenn sein Zustand aufrecht erhalten werden soll. Denn da er die zweite Person in den meisten Arbeiten zu Hülfe haben muß, kann er doch nur in 14 Tagen einen Tag ganz seiner Wirtschaft widmen, im Fall das Weib nicht fort kann. Es bleiben ihm nun noch 80 Tage übrig, die zur Hälfte auf ihn, zur Hälfte auf seine Magd gerechnet, im Durchschnitt nur im fremden Lohn mit 4 Sgl. veranschlagt werden können, beträgt also der Gewinn davon 16 Fl.

Die 730 Tage sind also eingeteilt, und beträgt der ganze Verdienst des Gärtners davon 56 Fl. 33 Kr. 1 Fl.

Das Weib, das die häuslichen Arbeiten besorgt, Vieh futtert, Garten und Feld bestellen hilft, Rinder gebährt und wartet, kann noch durch ein halb Jahr, täglich, wenn sie fleißig ist, mit Spinnen 1 Sgl. verdienen, macht 9 Fl.

Mann und Magd können auch im Winter früh und abends noch spinnen, weil aber die Familie selbst Hemden tragen will, muß wenigstens dieser noch abfallende kleine Verdienst auf eigen Notdurft gerechnet werden.

Der Gärtner hat im Durchschnitt hier zu 6 Breslauer Schfl. Ausfaat Acker, teils erblich, teils auf Zins, welcher in seiner Kultur ihm das 4. Korn trägt, sind 24 Schfl. Davon 6 Schfl. zur Saat, bleiben ihm 18 Schfl. in mancherlei Früchten, zu 2 Fl., sind 36 Fl.

Stroh- und Heugewinn sind zur Unterhaltung seines Viehs bestimmt, dessen er im Durchschnitt 2 Ochsen, 1 Kuh und ein Stück geltes Vieh oder 2 Rühe hat, die ihm seine Milchspeise geben. Da diese in der Ausgabe nicht berechnet wird, kommt sie auch hier nicht in Anschlag. Ebensovienig veranschlage ich die Benutzung des Gartens zu Gemüse, worin er Gras für seine Kuh wachsen läßt, und seit kurzem auch Klee und Kartoffeln zu bauen anfängt. Freies Holz darf er klauben, und wenn er sich nicht erwischen läßt, stehlen.

Was man dem Gärtner als Gewinn anrechnen darf, wovon er seine Bedürfnisse und Ausgaben befriedigen muß, beträgt überhaupt 101 Fl. 23 Kr. 1 Sl.

Ausgaben

Ich nehme den Gärtner nur zu 4 Personen im Consumo an, denn hat er mehr erwachsene Kinder, so bleibt ihm eins als Magd, die übrigen müssen in fremde Dienste gehen; hat er keine oder noch unerzogene Kinder, so muß er eine Magd halten, und rechne ich 2 bis 3 kleine Kinder, als so viel im Durchschnitt auf einen kommen, nur für eine erwachsene Person in der Kost. Denn wohl zu bemerken ist, daß wenn Kinder 10 bis 12 Jahre alt werden, sie hier schon groß heißen, zu Hause und in der Roboth arbeiten, wenigstens hüten und treiben, und so ihr kümmerliches Brodt verdienen müssen, daher sie denn auch häufig, ehe sie erwachsen, verbotten, und größtenteils schwach, kränklich und klein bleiben, worin die elende Kost und zu früher Brandtweingenuß auch großen Theil haben.

Die Person zu 7 Schfl. Brodtkorn, auf 4 Personen 28 Schfl. a 2 Fl. 56 fl.

Slr. Kr. Str.

Da Brodt und Klöße von Brodtmehl die häufigste Nahrung des Volkes ist, reichen 7 Schfl. kaum auf eine arbeitende Person hin. Jede Person 3 Schfl. Ruchelspeise an Gerste, Heiden, Erbsen, Hirsen a 1 Fl. 30 Kr. von 12 Schfl. 18 — —

Alle 4 Personen 1 Schfl. Waizen zu Kuchen an Kirmiß und andern Festen, a 3 Fl. 3 — —

Alle 4 Personen die Woche nur 2 Pf. Fleisch und an den Festtagen a 1 Sgl. 6 — —

Und wenn der Mann auch ein halb Jahr oft kein Fleisch sieht, sucht er es denn doch möglich zu machen, zur Kirmiß ein Schwein oder ein Stück Ruchfleisch habhaft zu werden.

Auf Bier und Branntwein die Woche 2 Sgl., die oft allein Sonntags beim Gebot im Kretscham draufgehen 5 12 —

An Schüsseln, Töpfen, Schaffen und andern solchen Hausgerät, was sich der Mann nicht selbst machen kann	Flr.	Rr.	Flr.
	2	—	—
Ein Paar Stiefeln jährlich dem Mann a 3 Fl. 30 Rr., dem Weibe ein Paar Schuhe 1 Fl. 30 Rr., dem Kinde zu 30 Rr.	5	30	—
Durch zwei Jahre dem Mann einen Zippelpelz zu 5 Fl., dem Weibe Kleidung 5 Fl., noch an Hosen, Strümpfen, Kleidung des Kindes 5 Fl. jährlich	10	—	—
Wagen, Pflug, Ruhrhaken, Eggen, Axte, Sensen u. a. m. in Stand halten, jährlich an Eisen und Schmiedelohn	6	—	—
Wobei zu rechnen ist, daß immer noch etwas abgeht und neu angeschafft werden muß.			
Noch auf außerordentliche Ausgaben nur	3	—	—
Ärzte des Leibes und der Seele werden von der Herrschaft bezahlt, woraus ihre menschenfreundliche Gesinnung gegen ihre Unterthanen erhellt.			
Summe der hier veranschlagten Bedürfnisse des Gärtners auf 4 Personen beträgt	114	42	—

Ausgaben des Gärtners an König, Herrschaft, Schule, Gemeinde u. s. m.

	Flr.	Rr.	Flr.
An jährlicher Steuer	2	—	—
Vieh - Asscuranz	—	12	—
Salzgeld a Person 28 Sgl. auf 4 Personen	5	36	—
Graflieferung	—	4	3
Quartiergeld	—	15	—
Acker- und Wiesen- Erb- und Zeitzins	5	30	—
½ Scheffel Waldhaber — für freies Klaubholz a 1 Fl.	—	30	—
Riehn-Geld — für frei zu rodenden Riehn	—	7	—
Dreidinggeld	—	10	3
Dem Schulhalter als Schulgeld	—	30	—
Dem Pfarrer und Schulhalter zusammen als Tischgrofchen und zu Neujahr	—	5	—
Demselben ½ Mandel Eier	—	3	—
Gerichtsgebühren	—	9	—
Hufengeld oder eigentlich Gerichts-Schreiber-Gebühr	—	3	—
Gebammengeld	—	9	—
Wächtergeld	—	18	—
Gemeinhirtenlohn, p. St. 1 Rr. 3 Fl. und 2 Mez. Korn zu 7 Rr. 3 Fl., macht auf 3 St.	—	49	3
Hütgeld der Ochsen	1	30	—
Auf Gemeinbaue	—	9	—
Rauchfangsteuer	—	8	—
Mahlgeld pro 28 Schfl. Brodtkorn a 1½ Rr.	—	42	—
Lohn der Magd	6	—	—
Summe:	25	—	3

	Flr.	Kr.	Str.
Die Bedürfnisse eines Gärtners mit seiner Familie betragen	114	42	—
Dazu seine sämtlichen Ausgaben	25	—	3
Summe seines völligen Bedarfs	139	42	3
Summe seiner völligen Einnahme war	101	33	1
Fällt ein Minus aus von	38	9	2

Und wenn der Gärtner auch keinen Bissen Fleisch iszt, und keinen Tropfen Bier und Brandtwein trinkt — das einzige, was er allenfalls von den berechneten Bedürfnissen entbehren könnte — welche Entbehrung bey seiner übrigen Lebensart sehr hart wäre; wenn er auch die darauf gezählten 11 Fl. 12 Kr. ersparte, so würde dadurch doch nicht das Drittel jenes Minus ersetzt. Woher, wie und wann soll er dies schaffen? Denn haben muß er es. Er kann dies allein in den Tagen, die ihm, bey einiger Nachsicht der Herrschaft, zur freien Disposition übrig bleiben. Da führt er durch seine Ochsen Holz zu Markte, auch wenn er dies kaufen muß, verdient er dabei ein doppeltes Tagelohn, weil er seine Ochsen auch auf der Reise durch selbst erbautes Heu ernährt, und auf diese Weise mehr als der Bauer mit Pferden bey solchem Fuhrwesen gewinnt. Stiehlt er aber dies Holz, wozu bey aller Wachsamkeit der Forstbedienten, immer noch Gelegenheit ist, und welches auch die neusten Landesherrlichen Verfügungen nicht haben hindern können, so ist natürlich sein Gewinn größer. Und hieraus allein läßt sich erklären, wie auch diese Klasse von Menschen noch leben kann. An manchen Orten, besonders wo Hammerwerke sind, haben sie mit ihrem Fuhrwerk noch andern Verdienst. Führen Kohlen, Erz und dergleichen, wobei sie doch immer mehr noch als mit der Holzaxt verdienen. Müßen sie sich in den ihnen überlassenen Tagen auf diese verlassen, so bestreiten sie schon ihre Abgaben nicht, und geraten in Schulden, wie klar aus obiger Berechnung erhellt und die Erfahrung bestätigt, wengleich der Gärtner mit seiner Magd, wie ich angenommen habe, durch den Tag 8 Sgl. verdient. Die Nachsicht der Herrschaft allein und die Gelegenheit, mit Fuhrwerk sein Tagelohn zu erhöhen, erhält ihn. Soll er Tag vor Tag der Herrschaft robothen und kann er in jenen 80, ihm zu fremden Diensten gerechneten Tagen nicht 16, sondern bey teuren Getraidepreisen, im Robothen höchstens nur 8 Fl. verdienen, so erhöht sich erstlich um 8 Fl. sein obiges Minus und zweitens wird ihm dadurch alle Gelegenheit zu dessen Ersatz abgeschnitten, und sein Untergang ist gewiß.“

Soweit unser Gewährsmann. Wenn wir die durch Edikt von 1750 eingeführte Münzordnung, wonach 1 Thlr. = 1½ Fl. = 3 RM. gerechnet wird, als Grundlage unserer Reduktion nehmen, so kommen wir zu ganz erstaunlichen Zahlen. Das Existenzminimum einer vierköpfigen Familie betrug demnach rund 230 RM. und wie die Rechnung Voewes beweist, konnte es auf normale und ehrliche Art und Weise nicht erarbeitet werden. Daß damit die Grundlagen menschlichen Zusammenlebens, daß damit der Staat bereits selbst erschüttert war, hat bereits ein Mann wie Voewe erkannt; die Folgerungen daraus hat erst der Freiherr vom Stein gezogen und in seinem politischen Testament die Wege vorgezeichnet, die nationalsozialistische Bauernpolitik in eine neue und bessere Zukunft hineinführen.

Die nächtlichen Pferde

Eine Heimaterzählung von Alfons Kalka

Unberührt liegt die nächtliche Stummheit des weiten Landes. Und wenn in den knöchernen Baumkronen und abgemagerten Sträuchern der Wind haucht, klingt sein leises Lied wie ein Wehen aus unendlichen Weiten, das rastlos in unbegrenzte Zukunft zieht und voll heimlichen Zaubers ist. Der Wind streicht die starren Acker und Wiesen, fleht eintönig im Schilf, huscht übers Wasser, raunt in dunklen großen Wäldern. Unruhiges Traumwandeln geistert in den langsam wandernden Wolken.

Im Dorfgasthaus erlischt das Licht.

Auf finsterner Dorfstraße verabschieden sich die letzten Gäste. Wortlos reichen sie sich die Hände. Ein jeder geht tief sinnend seinen Heimweg. Alle bewegt das Bild des letzten Gesprächs, das Bild der nächtlichen Pferde.

Es war eine lähmende Stille in der Schänke, als Wauk über die vielen nächtlichen Besuche beim alten Chaun berichtete. Der Pferdehändler und Bauer Waukklärte seine Tischgenossen auf: die Dorfleute sollten doch nicht so geringschätzig über das Bemühen des alten Gelehrten reden. Und verschiedene Alberne sollten nicht überheblich dummes Zeug quatschen und sich lustig zu machen versuchen. Das Dorf und die ganze Umgebung würde in der nächsten Zeit staunen über die Ergebnisse der jahrelangen Heimatforschung des alten Chaun.

*

Wauks jüngster Sohn wacht auf. Ein aufregender Traum peitscht seine Nerven. Richard horcht: auf der Treppe poltert es laut. Daraufhin gelst Rolf im Hausflur auf und springt die verschlossene Haustür wütend an. Im Hof wiehert ein Pferd. Vielstimmig leise wiehern die andern im Stalle. Dann ist es still.

Richard denkt seinen Traum durch. Entsetzlich war der Anblick: vom Walde her jagten wie eine wilde Horde viele häßliche Säule und galoppierten mit lautem Hufgeklapper, gierig wiehernd, aufs Dorf zu. In ihrer Wildheit und Jügellosigkeit beachteten sie nicht den Boden unter ihnen. Und in einem einzigen Satz sausten sie auf sumpfiges Land, dorthin, wo jetzt die Teiche liegen.

Schaurig lautes Wutgeschrei aus unzähligen Männerkehlen erschütterte die Luft und hallte durch die Nacht wider. — Ganz still ward es plötzlich. Dann . . . leise begann es zu klingen wie aus fernen Zonen. Es tönte die Melodie eines ungehört schönen Liedes. Morgendämmern lichtete die Nacht. Helles Pferdewiehern klang in das erwachende Land. Schimmel wiegten sich stolzen Schrittes durch die Gegend. Dann jagten Pferde flink in den Wald hinein. Strahlen aufgehender Sonne leuchteten, glitzerten und funkelten über ein frühlingsrauschendes Land . . .

Wauk ist auf seinem Heimweg noch eine Strecke von seinen Wirtschaftsgebäuden entfernt. Er bleibt stehen: Kolf bellt so laut, daß die dumpfe Stimme des Hundes heute besonders weithin schallt. Als das Bellen verstummt, ruft ein Pferd aus dem Hof, woraufhin ein vielfaches gedämpftes Wiehern widerhallt. Dunkel muht ein Rind auf. Noch einmal bellt der Hund gereizt und verstummt. In die weite Stille der nächtlichen Fluren klagt am Dorfende ein anderer in seiner tiereinsamen Bedrängnis. Dann ist es still, nur der Wind geistert.

Kein Laut fällt in den Widerhall der Tritte. Nur der leise wehende Nachtwind flüstert noch weltabgeschiedener. Es ist wie ahnungschweres Umherstreichen, geheimnisvolles Suchen und Tasten.

Sonderbare, rätselvolle Unruhe befällt Wauk, als er so durch das stumm-bewegte Dorf geht. Der Pferdehändler, dem aus ständigem Landeinherwandeln das Walten der Natur zu einer vertrauten Sprache geworden ist, spürt heute merklich, welch besondere Zauberkraft von der Nacht ausgeht. Als müßten Wauk heute jahrtausendalte Geheimnisse offenbart werden, treibt es ihn erwartungschwer durch die Nacht.

In seinem Hof angelangt, wundert er sich, daß sein alter Rappen, der nicht zu den andern Pferden gehört, die als Handelsware dem heimatlichen Stall entzogen sind, sondern hier in der Wirtschaft geruhig den Acker jahrelang stampft, daß dieses alte ruhige Tier heute störrisch wiehernd im Hof umherirrt. Er nimmt es prüfend an die zerrissene Halfter, streichelt und führt es an die Krippe. Stalldampf wiehern die vielen Pferde auf, als Wauk und der Rappen hereinpoltern.

Wauk staunt noch mehr, als er das Haus betritt und dort nicht nur seine Frau antrifft, die ihm zur nächtlichen Ausfahrt ein Mahl bereitet, sondern auch seinen jüngsten Sohn einherwandeln sieht. Auch fällt ihm alsbald auf, wie eigenartig verstört der Knabe ist.

„Vater, ich fahre heute mit übers Land, wir fahren etwas eher weg und steigen beim Großvater Chaun ab.“ Wauk ist zwar überrascht, aber er ahnt irgendeine Schicksalsfügung.

*

In der Nähe des Waldes, der weithin ins Land geht, steht ein altes Haus. Schwerfällig lastet ein bemoostes Strohdach schon viele Jahrzehnte auf wettergeschwärzten niedrigen Balkenwänden.

Hier sitzt der alte Chaun, hier ist das Heim seiner Väter, hierher flüchtet er sich Ferien um Ferien aus dem lauten Stadttreiben. Hier schreibt er in dieser Zeit Nacht um Nacht mit brennendem Herzen: durchlebt und durchleidet er Schicksale von Menschen, die im großen Hinwegschreiten der Zeit auf dem Boden der Heimat ein karges und zähes Leben führten. Der alte Gelehrte forscht mit besonderem Eifer in den Abschnitten seiner Heimatgeschichte, in

denen Kriege, Feuersbrunst und ansteckende Krankheiten seine Vorfahren peinigten, ihr mühevolleres Streben zunichte werden ließen, die ärmliche und hart errungene Habe verschlangen und verhandelten.

*

In ebenem Lande, unweit des urwüchsigem Laubwaldes erhebt sich ein geduckter Hügel, der Rächerberg genannt. Ein paar alte Kiefern schauen nachdenklich herab. Zäh, anspruchslos und still sind sie wie die wenigen Menschen hier in der Gegend, deren Lebensborn dieselbe Erde ist.

Kleine gepflegte Ackerstreifen leuchten bunt daneben und sehnen sich in dürre Zeit nach erquickender Frische des nahen Laubwaldes. Lang und breit hingelehnt liegen moosweiche Wiesen. Sträucher am klaren Bachwasser oder an abseitigen Sandwegen träumen und sinnen aus verlorener Stille. Sind im Frühling umrauscht vom leise weitern Jubel und fröhlichem Flimmer der Insektenwelt. Da und dort trotz ein Baum oder eine kleine Gemeinschaft den Gewalten der Jahreszeiten. Und die Bäume gedeihen und leben in stummüppiger Wildheit, wenn ihre Wurzelfasern an Quellen von Gewässern sich laben. — Von der einen Seite her umgürten das Land weite Wälder. Und dort, wo der Laubwald sich zum Acker und auf Wiesen neigt, schmückt sich der Heimatboden mit urwüchsiger Uppigkeit. Bunt flechten ineinander Bäume, Sträucher, Feldfrüchte, Schilf, Teiche, Wiesen, Schlamm, Morast, ein Gewürz von Gräsern, Früchten, Blumen und Blüten. — Dann mit einem Male beginnt ein Sandweg in mageren und magersten Boden hinzuführen. Dürres Gras und dorniges Gestrüpp ringt zäh mit unverwüstlichem Lebenswillen und behauptet sich immerdar.

*

Der alte Chaun horcht: er vernimmt einen verhallenden Pferderuf. Beinahe hätte er die Gegenwart vergessen. Denn gerade am heutigen Tage und in der heutigen Nacht lebte er so in der Welt der Vorfahren seiner Heimat, und dabei bewegte ihn so sehr das Bild der nächtlichen Pferde, daß er, selbstvergessen, beinahe im Wonneshauer laut gerufen hätte, als er die Nachtsstimme eines Pferdes hörte.

Aber auch in die Wirklichkeit zurückversetzt, erfaßt den Alten eine frohe Erwartung: Das Signal des Tieres kündigt ihm die Ankunft seines jungen Freundes Wauk an . . .

Für Wauk und Chaun waren es stets Stunden größten Glückes, wenn sie in Frage und Antwort, Gegenwartvergessen, der Vergangenheit ihres Heimatortes nachlebten.

Und wie ein Großvater liebte der alte Chaun den Knaben Richard, der der Arbeit und dem Mühen des Gelehrten mit Eifer und Liebe eines herzfrischen Jungen folgte.

*

„Wie du, mein Junge, wuchs ich hier in dem Ort auf. Ich spielte oder schlief als Kind hier irgendwo auf einem Stückchen Erde, das meinen Eltern

gehörte. Ich sann, träumte, plante, liebte, lebte, jauchzte mich ins Jünglingsalter hinein, hier auf dieser Erde. In mich wuchs die ganze Kraft dieses Bodens hinein, und ich verwuchs mit der Kraft dieser Erde. — Dann stand ich weit in der Welt, kämpfte, irrte, rang und kämpfte! — — In den kurzen Atempausen meines Lebenskampfes aber da war es, immer und immer wieder vor mir: das Bild meiner Heimat . . . Ich will mich hier zu dieser nächtlichen Zeit nicht weiter in gefühlsstarke Gedanken versteigen. Tatsache ist, daß ich aus dem ständigen Gebundensein mit der Heimat und nach meiner Art als Forscher Geist und Herz in den Dienst der Heimatgeschichte stellte. — Ja — die Sage mit den nächtlichen Pferden, die schlug mich schon als Kind ganz in ihren Bann. Ich ruhte nicht, und suchte nach dem wahren Hintergrund, ich suchte, forschte, scheute keine Mühe, und ich habe nun den geschichtlichen Hintergrund gefunden.“ — Der Alte sann ein wenig nach, dann sprach er weiter: „Du hattest mir vorhin, Richard, deinen Traum erzählt. Ich staune nur und bin doch der Ahnungen voll, daß du, Junge, das fast so erschaut hast wie es sich in Wirklichkeit damals zutrug. Denn das, was man sich in unserer Gegend erzählt, ist nur das: in gewissen Nächten traben den verschwiegenen Waldweg entlang, der drei Dörfer verbindet, sonderbare, entstellte Pferdegestalten. — Und höre zu! Von folgenden schweren wahren Ereignissen stammt die Sage: vor langer Zeit, vor Hunderten von Jahren, war unsere Heimat ein Jammertal. Feindeshorden waren ins Land eingefallen. Wilder gieriger Rausch eines fremden Blutes entfesselte alle Grausamkeiten eines Feindes, dem Beute in die Hände gefallen ist. Dörfer gingen in Flammen auf. Eigentum wurde behohnlacht und verschandelt, mit Menschenleben trieb der Fremde ein furchtbares Spiel.

Völlig ohnmächtig ward unser Stamm, zu dem unser Dorf gehörte, und mit unmenschlicher Willkür unterdrückte der Feind die leiseste Regung eines Befreiungsversuches. Und immer grausamer wurde der Fremdling, weil er trotz seiner vielfachen Übermacht sich schwach fühlte. Er spürte die Unverwundlichkeit der Kraft, des Lebens- und Freiheitswillens unserer Vorfahren. Und so trachtete er danach, langsam aber bestimmt jene Kraft des Besiegten brutal zu ersticken.

Nun lag damals unser Dorf inmitten riesiger undurchdringlicher Wälder. Weil es so am schwersten zugänglich war, bildete es für den Feind den sichersten Stützpunkt. So wurde es auch dementsprechend noch künstlich dazu befestigt. Hierbei ging er zugleich an seine wahre Absicht, nämlich an die Vernichtung der letzten Widerstandskraft der Unterjochten. Unfäglichen schwere und zermürbende Arbeit bürdete der Feind unseren Vorfahren auf. Sie mußten hier auf dem flachen Lande mit ihrer Hände Arbeit einen Berg erstehen lassen, auf dem dann der Feind seine Befestigung bauen wollte. — Dort drüben, mein Junge“, Chaun zeigte auf den Rächerberg, „dort hat der unvollendete Berg seinen Namen mit Recht. Denn von dort aus erwuchs der Rächergeist. Mit unverwundlicher Zähigkeit und Ständigkeit entstand der Befreiungsentschluß der Unterdrückten.

Der verlassene Sandweg, Richard, der aus der üppigsten Natur heraus zum Rächerberg und dann in die Wälder führt, der ist uralt. Der wurde damals festgetreten, als unsere Vorfahren Tag um Tag und Jahr um Jahr zum Frondienst des Bergerrichtens gepeitscht wurden. Weil der fremde Tyrann ständig und bei jeder Gelegenheit die Unbeugsamkeit der Besiegten zu spüren bekam, war er stets auf unsicherer Lauer. Ununterbrochen, besonders in den Nächten, ritten auf dem Waldweg, der die drei Dörfer verbindet, feindliche Reitercharen und wachten, daß ja nicht eine Verbindung mit unseren Stammesbrüdern aus anderen Gegenden zustande käme. Aber die Feinde waren gegen eins machtlos, gegen Mut und Freiheitswillen. Mit Unererschrockenheit und List bereiteten sich unsere Vorfahren in jahrelangen nächtlichen Strapazen auf einen Befreiungskampf vor. Ausdauer, zähe Kraft, gute Führung brachte sie so weit, daß sie eines Tages erbittert entschlossen und geschlossen aufstanden! Feuer loderte vom Berg. Und mit einem heiligen Mut warfen sie sich gemeinsam mit ihren Stammesbrüdern auf den Fremden. In offener Schlacht vernichteten sie ihn völlig. Ein großer Teil der Feinde geriet hierbei in die Sümpfe. — Dies geschah in einer Nacht, von der der Überlieferer sagt, daß die Natur damals in Unruhe garte und so voller Spannungen war, daß es zu furchtbarem Entladen drängte. — Seit dieser großen Schlacht ist es nie mehr einem blutdürnenden Feinde gelungen, Obergewalt in unserer Heimat zu errichten. Der Tat der damaligen Befreiung ist es zuzuschreiben, daß wir heute genau so als freie Menschen leben wie unsere Urväter. Hier dieselbe Erde nährte, erhielt, und stärkte ihre Kraft. Sie nährt uns heute und ewig in unversiegbarem Blutstrom.“

Bereinsamt liegt wieder das Haus des Alten. Die ganze Nacht darauf wacht Chaun, er kann keinen Schlaf finden. Noch niemals in seinem Leben sprudelte ihm so viel herzfisches Glück aus heimatlichem Schauen zu wie heute in der unruhewollen Nacht. — Er sieht das Bild des Knaben vor sich. Voll Lebensglut war er seinen Worten gefolgt. Aus dem Auge des Jungen leuchtete so viel unternehmungsfrohe Frische, so viel Glauben und Zuversicht.

Jahre und Jahrzehnte durchlebte der Alte die Wandlung der heimatlichen Natur: leuchtendes Auferstehen, brennendes Reifen, wehendes Vergehen und fern einsame Todesstarre, aus der immer wieder der ewig sprudelnde Born des Lebens eines Tages hervorbrach.

Der Alte sieht heute nacht das Bild des lauschenden Jungen. Und vor ihm tauchen tausende ins Leben schauende Augen gläubiger Jugend.

Draußen wandert der Nachtwind. Er haucht in die Wipfel der Bäume. Der Wald, er rauscht leise, es klingt seine unergründliche und unendlich traute Melodie. Stilltrunkene Freude atmen die Fluren ringsumher.



Und er war auch ein Deutscher

Von Hermann Lüderik

Der eine, von dem ich erzählen will, hatte in Rußland gekämpft gegen die Völker des weiten Ostens, gegen Menschen mit dem Blick ihrer Steppen-unendlichkeit und dem jungen Tiersein in ihrer unerschöpflichen Erde. Er hatte auf dem Balkan gestanden, wo Deutschland eigentlich nur ein Bewußtsein der Furcht war, mit dem man ungern stritt, wo sich Heere von einigen deutschen Regimentern schlagen ließen trotz ihrer Tapferkeit . . . Er hatte den Süden gesehen und seine fremden Menschen, die nicht wußten, was sie mit Deutschland entzweite, und die doch gegen Deutschland anstürmten, weil irgend jemand log, hetzte, bestach und befahl. — Dann lagen die Schlachtfelder Frankreichs vor ihm. Hier aber stand er denen gegenüber, die wild und verbissen im Haß gegen Deutschland, das ihnen die Alleinherrschaft der Welt streitig gemacht, weil es leben wollte, seine Vernichtung geschworen hatten. Hier kämpfte er mit Engländern und Franzosen und ihren schwarzen Sklaven aus Afrika und Asien, die ihr Leben den Herren schenken mußten.

Hier begann er erst etwas von den Kräften zu ahnen, die da draußen in der Welt wirken mußten gegen Deutschland, die Kräfte, welche Habgier, Neid und Rachedurst hervorbringen. Die Kräfte des Hasses und der Lüge.

Wie stark mußten sie sein, die da wühlten und die Völker aufhetzten und aufpeitschten gegen dieses eine, das nur leben wollte und keinem anderen seinen Lebensraum nahm: das aber eben da war und dem sie deshalb sein Leben nicht gönnten, die Früchte, die sein Fleiß erwarb . . . Deutschland verstand nicht zu lügen und anzuschwärzen, darum verlor es Anhang und Freunde. Sie glaubten alle den Schreibern, die da heulten und zeterten über das Land in der Mitte Europas. Das lenkte sie ab von eigener Habgier und eigener Schuld, sie konnten gemächlich stehen und schmarotzen. So kamen immer mehr Völker zusammen auf den Schlachtfeldern Frankreichs gegen das graue Heer der Verteidiger, alle glaubten in einem heiligen Krieg zu sein. Sie schrien die Stimme der Wahrheit nieder, denn Neid und Habgier scheuen die Wahrheit . . .

Auch Amerika wühlte die unermesslichen Schätze seines Kontinentes auf, und gab in lechzender Gewinnsucht den Feinden Deutschlands was sie zum Kriegführen brauchten und was ihre eigenen Länder nicht mehr hergeben konnten. Aber es genügte bald nicht mehr, daß Schiffe um Schiffe mit Gold, Kriegsgerät und Nahrung herüberschwammen in die Häfen der Feinde. Sein Hetzgeheul über Deutschland, das die Welt verpestete, hatte von Anbeginn an das Gift auch in die Kinderseele des Volkes geträufelt, das von sich meint, das freieste der Welt zu sein. Die Verleumdung fraß um sich, wie alles Niedrige, und die amerikanische Jugend glaubte für Freiheit und menschliche Gesittung in den Tod zu gehen, als sie sich nach Frankreich einschiffte, Deutschland, den Schandfleck der Welt, zu vernichten.

So hatte der deutsche Soldat, der schon auf allen Schlachtfeldern gegen alle Feinde gekämpft, in den Trichterfeldern Frankreichs auch noch den neuen Feind vor sich. Er schaute in finsterner Wut auf jene, er, der ausgehungert, zur Verzweiflung gequält, in Lumpen gehüllt im Schlamm lag, dem die Not des Vaterlandes und die eigene Not im Herzen fraß. Er schaute voll Hohn und Wut auf den neuen Feind. Ja, das war ein Feind! Wie aus dem Warenhaus kam er dahergesprungen; blond und schlank wie der Deutsche, nur frisch und gesund, wohlgenährt und -gekleidet, ein Staunen im Blick über das, was hier Krieg hieß, über das, was hier die Festung eines Volkes war, das sich bis zum Tode, bis zum Verröcheln wehrte.

Sie lagen sich gegenüber, jeder in seinem Trichter. Und der Deutsche hielt mit den letzten Nerven seinen Fleck Erde im unerschöpflichen Eisenhagel des Feindes. Aber Schritt um Schritt kam der Feind doch vorwärts, denn seine Munitionskolonnen waren endlos, wie seine Tank- und Luftgeschwader. Eine neue Angriffswelle war nahe herangekommen, verblutete zum Teil vor der unendlich dünnen, zerrissenen deutschen Linie, oder schob sich hier und da in diese hinein.

Der deutsche Soldat, der mit dem finsternen Ingrim auf diesen neuen und letzten Feind starrte, der da mit seiner frischen plumpen Kraft anrannte, lag noch in einem der vordersten Trichter. Die nächstliegenden Kameraden waren gefallen. Das Maschinengewehr schoß nicht mehr. Er lud sein Gewehr und nahm die letzten Patronen und Handgranaten an sich, die er bei den Kameraden fand. Er lag und starrte in die Nacht, die wollte nicht dem Morgen weichen. Kalte Nebel schlichen übers Trichterfeld. Das Gefecht war in diesem Abschnitt etwas abgeflaut. — Da regte es sich wieder vor seinem Trichter. Gestalten tauchten auf. Er warf eine Handgranate. — Es sah! Einer sprang nur vorwärts und stürzte dicht neben ihn hin, halb in den Trichter. Der Deutsche schlug das Gewehr an und wollte schießen. Da hob der Feind einen Arm und rief etwas. Er war verwundet. Der andere zerrte ihn nun vollends in den schützenden Trichter herein, ohne recht zu wissen warum. Er verband ihm erst die Wunden und fragte mit seinen englischen Brocken nach der Stärke des Feindes. Der Amerikaner verstand nicht oder wollte nicht sprechen. Er starrte mit weiten Augen manchmal ins Leere, manchmal den Gegner an. Er sah das bleiche, ausgemergelte Gesicht und die Uniform, die als solche nicht mehr zu erkennen war. Da sagte er ein paar Worte, kaum verständliche, aber es waren deutsche Worte. „Kamerad!“ verstand der Deutsche leise durch den Lärm. Er warf einen Blick nach vorn über den Trichterrand, dann beugte er sich zu dem Feinde. „Kamerad“, flüsterte dieser, „Du kannst deutsch mit mir sprechen, ich habe deutsche Eltern.“ In seinen Augen stand ein seltsamer Ausdruck. Es war Furcht, zweisehnde Freude und Verzweiflung. Der Deutsche schaute stumpf und düster auf ihn nieder. Er hatte nur halb hingehört. „Und was hast Du da auf der andern Seite zu suchen?“ Jener ächzte schwer, öffnete die Augen, die ihm zugefallen waren und murmelte einige englische Worte. Dann sprach er wieder deutsch, in dem verschwommenen Ton, mit dem die englische Junge deutsche Laute

formt. „Mein Elternhaus stand in der Fremde“, sprach er langsam und stockend. „Durch meine Kindheit hörte ich nur fremde Worte. Meine Eltern sprachen nur wenig deutsch, da wurde ich zum Amerikaner und wußte nichts von Deutschland. Deutschland war weit, was fragte ich danach?“ Der Deutsche hatte sich umgewandt und sah nach draußen, aber er hörte doch noch dem andern zu. „Warum redest Du das alles“, fragte er nach einer Weile. „Wenn Du nicht wolltest, brauchtest Du ja nicht gegen uns ins Feld.“ Der Verwundete schwieg einige Zeit, dann sprach er weiter:

„Meine Eltern sind schon in Amerika geboren. Sie wußten nicht mehr viel von Deutschland, ich dachte kaum noch daran. Da kam der Krieg und alles bezte auf Euch, nannte Euch Barbaren und die Schande der Zivilisation. Da schämte ich mich, daß ich von Deutschen abstammte, denn ich dachte, die Menschen, die für eine große Sache kämpfen, für Fortschritt und Demokratie, die könnten nicht lügen. Und um den Makel meines deutschen Blutes abzuwaschen, warf ich mich hinein in die Begeisterung des Hasses gegen Deutschland, durch den Kampf gegen dieses Volk wollte ich es tun, durch seine Vernichtung konnte es nur möglich sein. So kam ich herüber.“ — Der Deutsche wandte den Kopf dem Sprechenden zu, der bleich und matt dalag. „Und warum erzählst Du mir das alles?“ fragte er unwirsch. Der andere seufzte und fuhr nach einer Weile fort: „Ich habe hier zum erstenmal wieder Deutsche gesehen, denn der Mensch ist nur wirklich, wenn er zum Sterben bereit ist.“ Er schwieg erschöpft. Vor dem Trichter hatte es sich wieder geregelt. Der Deutsche ruckte hoch. Eine Handgranate sauste. Drüben krachte es. Dann war es wieder still.

Er warf einen Blick auf den Verwundeten, der mit schmerzhaftem Ausdruck auf der Böhchung lag. „Also ein Deutscher war das, stammte drüben von deutschen Eltern und war verführt worden, gegen sein eigenes Blut zu streiten. War das noch ein Deutscher? War das noch deutsches Blut? Oder ist Blut so wandelbar, so tausendfältig und zwiespältig? Nun aber hatte es sich doch gerührt, da es zusammenfloß mit dem Blut tausender, unzähliger tausender Deutscher in ein großes Meer.“

„Kamerad“, rief da der andere, „wieviel Uhr ist es? Es ist so dunkel und so kalt“. Der Deutsche wandte den Kopf. „Die Sonne wird bald aufgehen“, sagte er. „Der Morgen graut schon.“ „Ist das die Sonne, die über Deutschland aufgeht“, rief der Amerikaner mit schwacher Stimme. „Ja, die leuchtet jetzt schon bei uns daheim“, sagte der Deutsche und schaute nach Osten. Ein wehmütiger Zug lag um seinen Mund, als hätte es ein Lächeln werden wollen. „Da geht sie auf!“ rief er und wies mit der Hand nach den Morgennebeln, die sich purpurn lösten. „Die Sonne geht auf über Deutschland!“ jubelte der Amerikaner und sprang auf. Zitternd stand er und reckte seine Arme gen Osten: „Die Sonne geht auf über meinem Vaterlande. Kamerad, Bruder“, rief er, „gib mir jetzt Deine Hand, denn ich bin doch auch ein Deutscher!“ „Hinlegen!“ schrie dieser. Aber da pfiß und prasselte es schon ringsum. Jäh stürzte der Mann, der sein Volksland gefunden, zusammen.

Nüchelnd streckte er sich auf der Trichterböschung. Der müde Verteidiger neigte sich über ihn. In seinem harten, zerwühlten Gesicht lag ein Schimmer von Rührung und Verstehen. „Gib mir die Hand, Bruder“, flüsterte der Sterbende, „denn ich bin doch auch ein Deutscher“. Krampfhaft stemmte er sich noch einmal hoch, „und ich weiß, daß wir nicht untergehen werden. — Denn wir haben die ewige Unruhe. Die treibt uns immer irgendwo hin. —“

Einen Augenblick faßten sich die Hände der beiden Deutschen. Dann sank der Sterbende schlaff in den Sand. Der andere richtete den Blick wieder nach draußen, nach vorn. Noch einmal sah er nieder auf den gefallenen Bruder von drüben. Er grübelte mit fliehenden Gedanken. Er schüttelte den Kopf. „Und er war doch auch ein Deutscher“, murmelte er nach einer Weile und atmete tief auf.



Wimpelbunte Boote

*Wimpelbunte Boote,
früh laden zur Fahrt sie schon
in das lichtere Blau, in den golden
erglänzten hellern Tag,
und am Strand ist ein Warten: die müde
von schaffenden Stunden sind, stehn
neu ihrem Leben bereit....*

Wolfgang Schwarz

Kreuz vorm Walde

Ein schlesisches Erlebnis — Von Rudolf Wilke

Wir waren durch das Grenzland gefahren.

Hügel, Heide und Wald. Seen wegab vor den Lichtungen. Über den Dörfern Sonntagsfrieden.

Vor ihren Heimen scharten sich hier und da Pimpfe um ihre Fahnen. Hitler-Jugend zog im gleichen Schritt, auf stillen Wegen, in weites Land. —

So zogen wir einst einer unbekanntten Fahne nach. Über fremde Straßen, den Blick fernaus. Unsere Seelen tasteten in eine neue Zeit. Unser Blut sang Glauben in jedem Schlag der roten Herzen.

Ob uns Hohn das Geleit gab, Haß uns Weggefährte war, Schüsse aus dem Dunkel brachen, wir sorgten um unser Volk.

Und dann gab uns der Führer den Sieg. In den Feuern der Freude brannte leidvolle Vergangenheit zusammen.

Die Marschstraße in das Dritte Reich wurde ein sonneüberfluteter Weg. In schimmerndem Schein lag Deutschland. So ist es uns geblieben.

Das Lied der Jungen, die vor uns schreiten, bricht sich an Wäldern und hallt zurück.

„. . . Jugend zwingt es doch.“ —

In uns ist Freude. Jugend zieht nun unsere Straßen. — Die Augen suchen ihnen nach und schauen über sie hinweg, in glückhaft-schöne Zukunft. Unser Glaube, ihnen Erbe, wird sie siegen lassen.

Über die Zwielandstraße rollt der Wagen.

„Fahr zu, Bruder, drüben im Schlesierland scheint mir die Erde freier!“

Am Schlesischen Meer grüßt die verträumte, kleine Stadt.

Maisonne kost die schwarzen Tannen vor der Carolather Heide. In grünen Birken schimmern Lichter, lärmten Finken. Links und rechts der Straße blauen Gottesaugen, Schilfrohrumsäumte Seen.

Langsam gleitet der Wagen in die Krümme vorm Heidewald. Bergzu werden wir in Wäldern sein.

In den Uferwiesen vor den Seen hockt ein Krähenschwarm.

„Schau, wie maifroh die Gesellschaft tut!“

In die Antwort zieht der Freund die Bremsen. Jäh hält der Wagen.

Vor uns am Wege steht ein hochragendes Kreuz. Es ist wunderbar über-sonnt. Im Schlesierland stehen viele Kreuze an den Straßen. Menschen neigen sich vor ihnen und beten.

Geht nicht an diesem Kreuz vorüber, ihr Wanderer.

Birke quer über Birke geschlagen, ist es wie eines der vielen Mahnmale rund um Deutschland, die Birke über Birke, der Kamerad dem Kameraden setzte. Wie ein Kreuz auf einem Kriegergrab am Straßenrand ist es. Nur, daß es gewaltiger ist. Riesengroß wächst es, sonneuntermalt, zum heldischen Zeichen.

Am Birkenweg vor der Carolather Heide ist viel Stille und Schweigen.

Wir stehen und lesen erschüttert die Inschrift: „Dem unbekanntem SA-Mann“. Ehe wir die Hand zum stummen Gruße heben, bricht Erinnerung hart in Hirn und Herz.

Vernehmen wir den Marschtritt der Standarte unserer Toten?

„Du Deutschland, du ewiges Deutschland, für dich, und damit wir leben!“ —, das Wort verklingt im leisen Rauschen der Bäume.

Wir fahren durch Schlesien. An den Wegseiten wiegen sich die Wipfel der Heidekiefern.

Einmal, wenn uns der Ewige schon lange auf den letzten Weg befahl, wenn Sturm und Zeit das Kreuz längst brachen, wird es in diesen Wipfeln raunen: Denk! es, du Enkel, du Erbe:

Mahnmal stand an dieses Waldes Rand.

Birke, quer über Birke gespannt.

Aus Dank schrieb harte Holzfällerhand:

„Bruder Du, SA-Mann Unbekannt.“



Wie in einem schlesischen Wehrsportlager ein Marschlied entstand

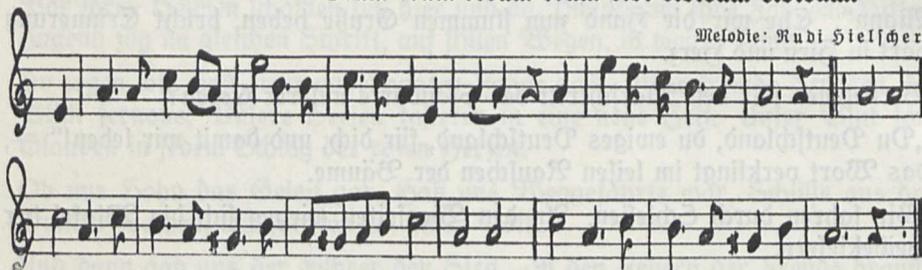
Von Paul Pommée

Landsknechtsmarsch

(Lied der Frundsberger)

Die Zinken und Pfeifen tönen,
Die Pauken und Trommeln dröhnen,
Das Fähnlein zu Felde zieht.

Trum trum terum trum ridi ridirum ridirum.



Sanz vorn der Obrist reitet,
Bei ihm der Fähnrich schreitet,
Im wuchtigen Landsknechtschritt.
Trum trum usw.

Sie haben gut Gewaffen,
Sie fluchen und sie lachen
Und finden nirgends Ruh.
Trum trum usw.

Und in gevierten Haufen,
Alsdann die Landsknecht laufen,
Sie ziehn dem Frundsberg zu.
Trum trum usw.

Du Freund und gut Berater,
Der Landsknecht treuer Vater,
Für dich ziehn wir zum Kampf.
Trum trum usw.

Vor unsern deutschen Lanzen,
Da solln die Welschen tanzen,
Du, Frundsberg, führ uns an.
Trum trum usw.

Als die nationalsozialistische Revolution den Umbruch eines ganzen Volkes einleitete, kam es zur Gründung der Wehrsportlager. Wenn diese auch die Wehrpflicht nie ersetzen konnten, so haben sie doch einem großen Teil der deutschen Jugend das Notwendigste dessen vermittelt, was ein Soldat in dieser Zeit können muß.

Am 1. August 1933 wurde ich als Ausbilder in ein Wehrsportlager bei Zobten abkommandiert. Dort verblieb ich bis zum 23. Oktober desselben Jahres. Im zweiten der vier dreiwöchigen Lehrgänge zogen wir Tag für Tag in das Übungsgelände, das, dicht am Seyersberg gelegen, landschaftlich außerordentlich reizvoll war. Während des Hin- und Rückmarsches wurde immer gesungen. So wie die Züge im Dienst wetteiferten, so versuchten sie, auch im Gesang sich gegenseitig zu übertreffen.

Einer Eingebung folgend, schrieb ich eines Tages den Text des vorstehenden Liedes und zeigte ihn später einem jungen Mediziner. Während eines Kameradschaftsabends setzte sich dieser an das Klavier, und so entstand die Melodie. Noch am gleichen Abend wurde das Lied gesungen. Am nächsten Morgen beim Ausmarsch überraschten wir die anderen Züge mit einem neuen Lied, unserem Lied. Dieses begleitete uns nun durch die ganze Lagerzeit, und auch die anderen Züge sangen es.

Vaganten-Poesie

Von Franz Winkler

Zum Galgenberge hat mich
Das blöde Volk geführt,
Weil ich des edlen Herren
Sold Töchterlein berührt.

Am Galgen saß ein Rabe,
Der war so schwarz und schön.
Den armen Sünder wollte
Der Bursche baumeln sehn.

Und als ich zappelnd schwebte,
Da riß der Galgenstrick.
Ich lief als wie ein Hase,
Zuchhei, das war mein Glück.

Ich mag sie nicht mehr leiden,
Die Raben und die Kräh'n.
Sie singen so erbärmlich,
Und sind auch gar nicht schön.

Ich mag sie nicht mehr leiden,
Die Pfaffen und die Herr'n.
Die Mädchen aber mag ich,
Trotz Galgen, heut noch gern.



Wenn scheidend letzter Sonnenstrahl
Liegt auf den Bergen, gleißt im Tal,
Die Vögel nach dem Süden ziehn,
In Blut und Gold die Wälder tauchen,
Herbstfeuer auf den Feldern rauchen,
Dann möchte ich auch heimwärts fliehn.

In all dem Glanze will ich gehn,
Hinsinkend noch den Taumel sehn,
In dem ein letztes Leben glüht.
Ein guter Freund, ein goldner Wein,
Die sollen mir die Letzten sein,
Ein Hoch dem Leben, eh's entflieht.

Es soll auch keiner um mich klagen,
Die Narren soll'n die Pauke schlagen,
Die Frommen „ihr Allelujah“ schrein.
Ums Grab soll'n sich die Späßen raufen
Und sich am Sonnenschein besaufen,
Wie ich am letzten Glase Wein.

Verschiedenes · Schrifttum

Schlesische Heimatpflege. Erste Veröffentlichung. Kunst- und Denkmalpflege, Museumswesen, Heimatschutz. Herausgegeben im Auftrage der Provinzialverwaltung von Niederschlesien durch den Provinzialkonservator der Kunstdenkmäler Niederschlesiens. Gauverlag-NS-Schlesien, Breslau, 1935. 286 Seiten mit mehr als 150 Abbildungen. Geh. 5,90 M.

Der schlichte Titel des Buches umreißt eine große Fülle von Aufgaben und Leistungen. Nur wenigen sind die verschiedenen Gebiete vertraut. Darum ist es zu begrüßen, daß dieses Werk weitgehend Aufschluß bietet. Das Umschlagsbild zeigt einen Teil des Gerüstes am Breslauer Greifenhaus. Es führt uns gewissermaßen in die einzelnen Betrachtungen ein; denn immer wieder handelt es sich um den Aufbau, um die Erhaltung wertvoller schlesischer Kunstdenkmäler.

Landeshauptmann von Boeckmann bezeichnet die Veröffentlichung „als ersten Schritt auf einem Wege, der sich zum Ziel setzt: Dienst an der schlesischen Heimat, und zwar als Dienst am deutschen Volke“. Diesem Bemühen werden die meisten Beiträge gerecht, und dadurch ergibt sich eine geschlossene Einheit. Der geistige Umbruch des neuen Reiches bedingte auch eine gewandelte Einstellung zur Denkmalpflege. Diesen Wandel kennzeichnet Provinzialkonservator Günther Grundmann im Vorwort und sagt: „Jeder Schlesier ist Mitbesitzer am Kulturgut seines Landes und hat daher ein Recht, zu erfahren, wie dieses Kulturgut vor Verfall bewahrt und für den Menschen der Gegenwart lebendig gemacht wird.“ Gerade das Lebendige erfreut bei den Aufsätzen.

Dagobert Frey umreißt in seiner Würdigung des „Breslauer Mystiker-Kruzifixus“ die mittelalterliche Willenshaltung des gesamten deutschen Raumes vom Rhein bis zur Zips. Die folgende Betrachtung berichtet über Steinmetzzeichen der Görlitzer Frauenkirche. Wer das herrlich umgestaltete Innere des Breslauer Rathauses unter kundiger Führung besucht hat, der weiß um Sinn und Wert solcher Zeichen und wird den Aufsatz mit Interesse lesen. Die nüchternen Zahlen erfüllen sich dann mit Leben. Das geschieht in ähnlicher Weise mit manchem Bild, wenn wir seine Geschichte kennen. Hermann Hoffmann erläutert in diesem Sinne zwei Werke der

Spätrenaissance als Zeugen des Gegensatzes von Luthertum und Calvinismus. Zwei weitere Beiträge berichten über ehemalige Breslauer Bauten. Die Gebäude Christoph Hackners an der Magdalenenkirche würdigt Hans Jung. Dabei wird klar, welchen Verlust die willkürliche Beseitigung der Werke bedeutet. Auch die Frage, ob Hackner der Baumeister der Univerſität war, kann durch den feinsinnigen Beitrag neu angeregt werden.

Um einen ähnlichen Willkürakt handelt es sich bei dem Abriss des Schönen Schreyvogelpalais an der Stelle der Hauptpost. Das Bauwerk behandelt Erich Meyer-Heißig in wenigen Seiten mit vielen aufschlußreichen Skizzen. Drei Arbeiten Günther Grundmanns beschließen diesen Teil. Die Leistungen des ersten preußischen Staatskonservators v. Quast geben Aufschluß über den Zustand vieler schlesischer Bauwerke im vergangenen Jahrhundert. Dann wird der Zusammenhang von Denkmalpflege und Kunst der Gegenwart an einigen Beispielen erörtert. Hierbei steht Schlesien in keiner Weise hinter anderen Teilen des Reiches zurück. Malerei und Plastik sind ebenso beachtlich wie die gediegenen Arbeiten des Kunsthandwerkes. Der Jahresbericht faßt die Leistungen von 1932 bis 1934 zusammen. Die alphabetische Aufteilung des Stoffes ermöglicht rasches Nachschlagen und wird dadurch vielen ein wertvoller Wegweiser.

Im zweiten Teil behandelt Heinrich Rohlfhausen eingehend die Apostelfiguren der Breslauer Magdalenenkirche. Der Text und die herrlichen Aufnahmen sind ein beredtes Zeugnis für den hohen Wert der Plastiken. Cornelius Müller bietet in Wort und Bild einen genauen Rückblick auf die schöne Ausstellung „Deutsche Malerei des 16. Jahrhunderts“. Eine weitere Arbeit von Wolf Marx führt uns bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Der wenig bekannte Schlesier Adolf Kunkler wird darin gewürdigt und mit Caspar David Friedrich verglichen. Nach aufschlußreichem Bericht über die Arbeit des Museums unterrichtet der dritte Teil über den Heimatschutz in Schlesien. Heinrich Franke weist auf die bodenständige Holzbaukultur in den Sudetenländern hin. Dadurch werden diese Bauernhäuser für jeden „lebendige Urkunden“ und regen hoffentlich zum Neubau in ähnlichem

Geiste an. Ein Aufsatz von Alfred Schellenberg über „Sippenforschung und Kunstgeschichte in Schlesien“ spricht kurz von einem Sondergebiet. Anregend sind die letzten Abhandlungen über Heimatschutz und Naturschutz. Noch einmal offenbaren sich darin der Reichtum unserer Heimat und die Fülle der gegenwärtigen Aufgaben. So ist das Buch ein schönes Lob auf Schlesien und ein vortrefflicher Wegweiser zum Verständnis der deutschen Ostprovinz.
Dr. Arnold Wienicke.

Hans Baumann: „Horch auf, Kamerad“,
Ludwig-Voggenreiter-Verlag, Potsdam.

In einem von Heinz Peikert gestalteten Bande gibt der Dichter-Komponist der Hitler-Jugend mit einem knappen, aber treffenden Leitwort — geschrieben „am Todestage Horst Wessels, Potsdam 1936“ — nunmehr eine Sammlung von etwa fünfzig eigenen Marsch- und Feierliedern heraus. Diese Lieder, die die Tat des Führers aufgeweckt hat, sollen „diese Sache des einen Mannes, die keine andere ist als die Sache unseres Volkes, von allen geringen Zweifeln und aller Unklarheit reinhalten helfen. Sie sollen aber auch nichts weniger“. Unter ihnen finden sich auch wieder jene bereits kurze Zeit nach ihrem Entstehen vor allem auf dem Wege über die Kulturamtslager der Reichsjugendführung in Vandek oder Warnicken allgemein bekannt gewordenen Lieder, so zum Beispiel das aufrüttelnde „Horch auf, Kamerad“, das dem vorliegenden Bändchen den Namen gegeben hat, die Marschlieder „Soldaten tragen Gewehre“ und „Es zittern die morschen Knochen“ oder die Feierlieder „Wer zur Fahne rennt“ und „Nun laßt die Fahnen fliegen“. Neben diesen finden sich dort außer einigen klangvollen Neuschöpfungen auf dem Gebiete des musikerzieherisch so wichtigen Kanons vor allem einige neue Feierlieder, die sich gerade durch die Arbeit Hans Baumanns nun immer mehr zu einer eigenen Liedgattung innerhalb des erfreulich vielfältigen Gesamtliedgutes der Hitler-Jugend entwickelt haben. Unter ihnen fesselt insbesondere das schlichte „Hohe Nacht der klaren Sterne“ am meisten: sein strahlendes D-dur, jubelnd und innig zugleich, verrät vor allem

das immer wieder zu spürende feine musikalische Gefühl Hans Baumanns, indem er damit nämlich eine Tonart wählte, die auch Haydn etwa in der „Schöpfung“ bei der Schilderung des Aufganges der Sonne oder die Beethoven im Scherzo der 9. Sinfonie an der Stelle verwendet, die die jubelnde Freude des Schlusses vorbereitet. Vielleicht hält der eine oder der andere Leser diese Abschweifung für abwegig, um so mehr, wenn er der (irrtümlichen) Ansicht ist, daß es im Grunde gleichgültig sei, welche Tonart der Komponist für seine Werke verwende, und vollends dann, wenn es sich „nur“ um eine einfache Melodie eines Liedes handelt. Hans Baumanns Lied „Hohe Nacht der klaren Sterne“ ist ein Feierlied für das Sonnenwendfeuer, das auf allen Bergen brennt und das die Erde wie ein junggeborenes Kind sich erneuern läßt. Und Wort und Weise — die bei Hans Baumann immer untrennbar zueinander gehören — sind hier von den Gedanken „Sonne“ und „Freude“ in einer Weise getragen, die jeden ansprechen und ergreifen muß. Es wäre darum müßig, wollte man den Liedern Hans Baumanns eine Empfehlung mit auf den Weg geben. Ihre Schlichtheit und Wahrheit berühren unmittelbar, sie sichern ihnen einen großen Kreis, der sie aufnimmt, und einen mindest eben so großen, der sie sich singend erwirbt und weiterträgt.
H. R. F.

Friederike Kempner, die Mutter des unfreiwilligen Humors

Das Schalkhaft-Spöttische Schlesischen Wesens ist oft hervorgehoben worden und findet in vielen Werken der Dichtung dieses Raumes seinen mehr oder weniger tiefen Niederschlag. Das gilt von der Vergangenheit in gleichem Maße wie vom Schaffen der Gegenwart. Immer wieder bestätigt sich darin die Erkenntnis: Schlesien ist das Land der Dichter. Hermann Stehr fand für diese Fülle der Erscheinungen ein köstliches Wort, um die Größten seiner Heimat von den kleinen Geistern abzuheben. Er bezeichnete die weniger bedeutenden Gemüter als die „Anzahl der halbbeschwingten oder ungeflügelten Springflöhe, die von dem Atem Apolls schmarotzen.“

Bad Altheide

Grafschaft Glatz

Spezialbad für Herzkrankheiten

Prospekte durch die Badeverwaltung

Zu diesen ungeflügelten Springflöhen gehörte auch Friederike Kempner. Sie wurde vor 100 Jahren, am 25. Juni 1836, geboren. Dieser äußere Anlaß des Gedenkens führt vielleicht dazu, daß mancher ihre eigenartigen Gedichte wieder zur Hand nimmt. Er wird dabei viel Freude erleben. Die Stimmung erregt sich namentlich aus dem unfreiwilligen Humor, der die vielen platten Reimereien kennzeichnet.

In der Buch- und Kunsthandlung von Trendelt & Granier erschien 1882 ein Band „Gedichte“. Das Bild der Verfasserin ist dem Ganzen vorangestellt. In wichtigtuender Haltung steht sie am übermäßig gedrehten Tisch. Feder und Buch hält das biedere Persönchen in Händen. Es fehlen nur noch ein paar Verse darunter, die zur eigenartigen Kleidung passen. In einem ihrer Schwungvollen Gedichte heißt es:

Nur allein kann ich erstarken,
 nur allein spriecht mir die Kraft,
 tret ich in des Kampfes Marken
 mit des Mutes Eigenschaft,
 Jag ich los mich jenem Jammer,
 jenem tiefen Seelenweh —
 meine Lenden gürt ich strammer,
 und gepanzert fest ich steh!

So ist sie abgebildet, Solcher Plüsch und Plunder umgibt sie. Und alle Verse atmen den gleichen, komischen Geist. Wie sie zum Dichten kam, drückt sie einfach und entschieden in einem Bierzeiler aus:

Unnützlich lyrisches Gesänge,
 unnützlich lyrisches Geklinge,
 gehst du mir nicht aus dem Sinn,
 Schreib ich aufs Papier dich hin.

Das hat sie reichlich oft getan. Auch Goethe und Schiller mußten sich ihre Reimereien gefallen lassen. Vom Dichturfürsten sagt Friederike Kempner: -

Auch Goethe war nicht unfehlbar,
 was auch die Goethejünger meinen.
 Was sich nicht schickt,
 schickt sich für keinen,
 Für jeden das,
 was recht und wahr.

Schillers Denkmal in Berlin veranlaßte die unmöglichen Verse:

Saft erhoben die Nation,
 großer deutscher Volkeshohn,
 klein im Leben war dein Lohn,
 kleiner noch in Gips und Ton.

Ähnlich lächerlich behandelt die „Dichterin“ die soziale Frage. Einige Zeilen aus der Schauerballade „Der Kontrast“ mögen davon zeugen:

Ich fleh, spricht er, um ein Almosen und
 küßt der schönen Frau die Hand. / Sein

schwacher Ruf drückte die Rosen, die an
 des teuern Handschuhs Rand. / „Mein
 Freund“, sagt sie mit kalten Mienen, er-
 zürnt durch diese Freveltat, / „Ich habe
 keine Zeit zu Ihnen. Ob Robert etwa
 Kleingeld hat?“ — / Jetzt rollte fort der
 rasche Wagen, der Rutscher wischt ein
 Aug' sich ab: / Er denkt an all die großen
 Fragen, die solch Kontrast zu lösen gab.

In dieser Form werden viele Zeitprobleme behandelt. Gegen die Vivisektion war schon Friederike Kempner. Aber sie fand auch dafür einen höchst merkwürdigen Ausdruck und dichtete:

Ein unbekanntes Band der Seelen kettet
 den Menschen an das arme Tier. / Das
 Tier hat einen Willen — ergo Seele, —
 wenn auch 'ne kleinere wie wir.

Alle die Verse erheiterten schon ihre Mitwelt. Die Gegenwart mag sie ebenso ungetrübt genießen und viel Trost daraus schöpfen! A. W.

VolksspielDienst, Theaterverlag Albert Pan-
gen/Georg Müller, Berlin.

Die Reihe „VolksspielDienst“ ist wieder um eine Anzahl neuer Bändchen reicher geworden, von denen besonders Heinz Steguweits Schwank „Jha, der Esel“ und Fritz Weeges Scherzspiel „Der Bauer und sein Knecht“, das einem alten Tiroler Dreifüßler nachgestaltet ist, eine begeisterte Spielgemeinde finden werden. Während Florian Seidls „Heilige Heimat“ reifste Spielkunst verlag, entwickeln sich gerade diese Küpelkomödien aus den Typen der wenigen dazu nötigen Personen. In ihnen kommen der Spieltrieb einmal kräftig zu seinem Recht, und die Spielenden wie die Zuschauer auf ihre Kosten. S. Gr.

Die Pflanzenschätze des silesischen Berg-
landes. E. Schalow, Wilh. Gottl. Korn,
Verlag, Breslau.

Wir Schlesier wissen gar nicht, wie reich im Gegensatz zu anderen schlesischen Gebieten unser silesisches Bergland an Pflanzenschätzen ist. Der Rufus des schlesischen Provinzialherbars, E. Schalow, hat in seinem Büchlein eine Schilderung und Ordnung der Pflanzendecke unseres alten Zobtengebirges unternommen und die Umstände dargelegt, die diesen Pflanzenreichtum bedingen. Für jeden Pflanzenfreund, der sich mit der schlesischen Flora befaßt, ist dieses Büchlein, das auch eine Anzahl wohlgelegener Aufnahmen enthält, unentbehrlich. S. Gr.

Walter Buhe: Die Leute von Rosendorf.
Subetendeutsche Bauernköpfe in Holz geschnitten, mit Lebensbildern in Handschriften. Verlag Grenze und Ausland, Berlin W 30, 1936.

Deutsches bäuerliches Leben unter fremder Herrschaft wird dem aufmerksamen und liebevollen Leser dieses einzigartigen Buches aus den selbstgefertigten Lebensbildern der Bauern und Handwerker, der Weber und Flößer, der Besenbinder und Rechenmacher aus Rosendorf, einem deutschböhmischem Dorf im nördlichen Grenzgebiet der Tschechoslowakei, lebendig. Walter Buhe hat die prächtigen Köpfe dieser braven Menschen unmittelbar auf das heimische Birnbaumholz gezeichnet und die Handschriften der Dargestellten hinzugefügt, in denen sich deren ehrliche Natürlichkeit gleichsam spiegelt. So entsprechen sich Bild und Schriftbild und schaffen, sich ergänzend, beim Leser einen nachhaltigen Eindruck vom Leben und Lebensmut dieser fast ohne Ausnahme mit oft der schwersten wirtschaftlichen Not ringenden Menschen. Da ist die 87jährige Hübelgroßmutter, die, wenn sie erzählt, daß sie vier Söhne, zehn Enkel und zehn Ur-enkel habe und gern „mal noch eine Zeit dableiben“ möchte und sehen, „wie es den Enkelkindern weiter mag gehen“, in sich gleichsam den stetigen Ablauf der Generationen — diese liebevoll übersehauend — verkörpert und vereint. Da erzählt weiter der Gemeindevorsteher vom Orte Rosendorf und seinen Bewohnern, der Bäcker, der von sich berichtet, daß er zur Zeit die Chronik der Feuerwehr schreibe, der Chorregent der katholischen Pfarrkirche, der jetzt auch Musiklehrer und Kapellmeister ist, der Nachtwächter und Inhaber der Polizeiengewalt — und da erzählen die vielen anderen, die neben einem kärglichen Gewerbe meistens noch eine kleine Bauernwirtschaft betreiben oder die als Flößer auf die Elbe gehen, um böhmisches Holz nach Deutschland zu bringen. Vieles aus ihren Berichten führt uns da oft viele Jahrzehnte zurück — in eine Zeit, die uns vielleicht oft entfernter anmutet, als es tatsächlich der Fall ist. So erzählt ein Schuster, daß er in seiner Jugend „mit zwei Gesellen und zwei Lehrbuben am Schulfertisch, jeder mit einer Glaskugel am Galgen“, gearbeitet und gelernt hätte. Ein anderer berichtet von seinem Großvater, der

ein alter Fuhrmann gewesen sei, daß er „Anfang des vorigen Jahrhunderts Glaswaren von Steinschönau nach Ungarn führte und Wein und Tabak zurückbrachte. Eine alte Fuhrmannslaterne mit runden Hornscheiben ist aus dieser Zeit noch vorhanden“. Und ein dritter sagt von seiner Kindheit: „Damals gab's noch Öllicht. Da der Vater Binder war, mußte ich ihm mit dem Riesenpan abends leuchten“. Allen gemeinsam ist die Not, die den einzelnen zu genügsamster Bescheidenheit erzogen und die sie alle zu einer festen Dorf- und Lebensgemeinschaft zusammengeführt hat. Immer aber findet sich das Bekenntnis, diese Not mit einem unerschütterlichen Mut und einem zähen Willen zu überwinden oder wenigstens ehrlich zu ertragen. Es schließt die ganze Tragik eines Lebens in sich, wenn wir bei einem alten Handwerker lesen: „Heute hat mir der Fortschritt meine Handarbeit genommen. Man muß sich eben mit manchen Dingen abfinden und in die neuen Verhältnisse einleben“. Oder an anderer Stelle: „Unser Leben war immer hart, wir murrten nicht. Da wir uns auf die Kinder nicht verlassen können, müssen wir eben ums liebe tägliche Brot ehrlich weiter kämpfen“. Noch offener spricht jener Mut zum Leben, der das Große an diesen Menschen ist, aus den Worten eines anderen, der da bekennt: „Wenn ich so auf mein Leben zurückdenke, muß ich sagen, es war hart und voller Mühe und Arbeit“ — oder aus den knappen Worten eines Holzfällers: „Trotz des kargen Lohnes war mir die Arbeit stets eine Freude“. So ist also das Buch von Walter Buhe: „Die Leute von Rosendorf“ — auch übrigens schon rein äußerlich — ein kostbares Werk, das gerade in seiner Wirklichkeit dem Leser innerlich ansprechen und beruhigen muß und das uns ein ergreifend-treues Bild von der Urwürdigkeit deutschen Volkstums im nördlichen Grenzgebiet der Tschechoslowakei gibt.

S. R. F.

Geschäftliches.

(Außer Verantwortung der Schriftleitung.)

Diesem Heft liegt eine Beilage der Firma „Miko“, Inh. Hanns Strunz, Breslau, Kaiser-Wilhelm-Straße 12, bei, die wir unseren Lesern zur besonderen Beachtung empfehlen.

Agnetendorf Ksgb.

500 bis 750 Mtr. ü. d. M. — Beliebter Luftkurort
Bahnhof: Hermsdorf/Ry. * Omnibusverbindung * Prospekt d. d. Gemeindeamt

„Deutsches Krafffeld Schlesien.“

Mit ihrer letzten Folge gibt die „N. S. Schlesische Hochschulzeitung“ einen Einblick in das Bemühen der schlesischen Studenten, ihr Grenzlandleben einer neuen Wissenschaftsarbeit nutzbar zu machen, welche keine Kluft zwischen der politischen Arbeit und der Fachleistung mehr kennt. Der Erfolg der schlesischen Studenten im Reichsleistungskampf hat gezeigt, daß der neue deutsche Student seiner Grenzlandheimat als ganzer Kerl dienen will: Im Einsatz beim Bauern an der Grenze, im Fabrikdienst und der Volkstumsarbeit ebenso wie in dem eigentlichen Bereich der Hochschule, in der geistig-kulturellen Sphäre. Die vorliegende Folge des schlesischen Studentenblattes ist ein Beitrag zu einer neuen völkischen Sicht der Geschichte unseres Ost- raumes. Christian P e s c h e c k zeigt Schlesien „im Bannkreis nordischer Kultur- ausstrahlungen“, der bekannte Bielsker Forscher Dr. Walter R u h n gibt einen gründlichen Abriss der Geschichte des schlesischen Stammesraumes, Dr. Ludwig P e t r y geht ausführlich auf die alten geschichtlichen Zusammenhänge zwischen Breslau, Krakau und der Tzps ein, während Dr. Kurt P ü c k - P o s e n zeigt, daß in Ostgalizien schlesische Kolonisten des Mittelalters bis ins vorige Jahrhundert ihr Volkstum bewahrt haben. Von den „Völkischen Mischschlägen an der deutschen Ostgrenze“ behandelt Franz F l o t t besonders die zweisprachigen Bevölkerungs- teile Oberschlesiens. — Die gleiche Folge des schlesischen Studentenblattes bringt grundsätzliche Untersuchungen zur Hochschul- erneuerung von Horst L u t h e r, Kultur- politische Randbemerkungen, Arbeitsberichte und Stoffen. Sie zeigt in ihrer Gesamtheit den Geist eines neuen Studententums, das beides tut: marschiert und arbeitet.

Franz Pudollek: Oberschlesische Volkstänze.

Tanzweisen mit Tanzbeschreibungen, aus dem Volke gesammelt. Erschienen in der Reihe „Deutsche Volkstänze“, Heft 25, erster Teil. Bärenreiter-Verlag, Kassel, Bärenreiter-Ausgabe 869. 0,80 RM.

Das Heft 25 der im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde herausgegebenen Reihe „Deutsche Volkstänze“ bringt mit elf Tänzen den ersten Teil der insgesamt etwa fünfzig ober- schlesischen Volkstänze zur Veröffentlichung, die Franz Pudollek seit dem Jahre 1928 aus dem Munde des Volkes aufgezeichnet hat. Unter den zunächst festgehaltenen alten Tänzen, die jeweils mit Melodie, Beschreibung und Tanzschlüssel wiedergegeben sind, befinden sich außer einem „Ulanertanz“, einem

„Taubentanz“, einer „Hühnerscharre“, einem „Sperlingstanz“, einem „Froschtanz“, einem „Schäfertanz“ und einem „Spazierpolka“ auch je ein Judenländer und Vierländer (Vänder und Vender ist die alte ober- schlesische Bezeichnung für den Walzer und Dreher), eine Regelquadrille, die einer der beliebtesten Figurentänze in Oberschlesien war, und schließlich ein Schornsteinsegetanz, der auch Besen- tanz und Besenpolka heißt und noch heute in vielen Varianten, aber immer mit dem gleichen Grundgedanken des überzähligen Tänzers, als lustiger Zeitvertreib getanzt wird. Das Heft will der Erhaltung und Verbreitung des ober- schlesischen Volkstanzes dienen. S. R. S.

Ämtliches Mitteilungsblatt „Niederschlesien“ Der Haushaltsplan der Provinz im Rechnungsjahr 1936 — Die Entwicklung der niederschlesischen Wirtschaft im 1. Vierteljahr 1936.

Das jetzt im 7. Jahrgang erscheinende Mitteilungsblatt „Niederschlesien“, das von der Provinzialverwaltung von Niederschlesien herausgegeben wird, enthält in seinem ersten, allgemeinen Teil, wie stets zu Beginn eines neuen Rechnungsjahres, zunächst einen Überblick über den Haushal- tungsplan der Provinzialverwaltung für das Etatsjahr 1936, der erkennen läßt, daß es durch schärfste Prüfung aller Ausgaben- posten, durch Zurückstellung mancher berech- tigtiger Wünsche und durch Ausschöpfung aller gegebenen Einnahmemöglichkeiten für 1936 erstmalig möglich gewesen ist, ohne Fehl- betrag einen Ausgleich beider Seiten des Etats zu schaffen.

Diese mehr allgemeinen Ausführungen über den Haushaltsplan werden ergänzt durch eine Reihe von Sonderaufsätzen, die die wich- tigsten Sachgebiete behandeln, wie beispiels- weise das Verkehrswesen, die Wirtschaftsp- flege durch Landeskultur und Hochwasser- schutz, die Kulturförderung, die Wohlfahrts- pflege u. a. m.

Im folgenden statistischen Teil, der im Sta- tistischen Amt der Provinzialverwaltung von Niederschlesien (Leitung: Provinzialverwal- tungsrat Dr. Dietel) bearbeitet wird, nimmt die umfassende Darstellung der Ent- wicklung des niederschlesischen Wirtschafts- lebens im ersten Vierteljahr 1936 einen brei- ten Raum ein. Dieser Gesamtbericht zeigt die Erfolge auf, die im Verlaufe des wirt- schaftlichen Gesundungsprozesses auch in der Provinz Niederschlesien erreicht worden sind; er läßt aber gleichzeitig auch erkennen, daß sich in Niederschlesien diesem Gesundungs- prozess ungleich größere, vorwiegend aus der Not des Grenzlandes heraus zu erklärende

Hemmnisse entgegenstellen als in anderen deutschen Landesteilen. Diese Gegebenheiten aufzuzeigen, ist vor allem Aufgabe des regionalen Wirtschaftsvergleichs, der mehreren Teilberichten über die Entwicklung der Landwirtschaft, der Industrie, des Handels und des Handwerks sowie der Sonderbehandlung einiger wichtiger wirtschaftlicher Einzelmerkmale folgt.

Von den beiden Statistischen Sonderbeilagen, die den Abschluß des statistischen Teils bilden, bringt die erste eine Abhandlung über „Die Bevölkerungsbilanz der Provinz Niederschlesien im Jahre 1935“. Diese Beilage beschäftigt sich ausführlicher auch mit den Gesundheitsverhältnissen der niederschlesischen Bevölkerung, wobei hauptsächlich der Statistik über die Todesursachen besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird, die erstmalig in diesem Rahmen zur Auswertung kommt. Die zweite der statistischen Sonderbeilagen bietet einen Überblick über „Die offene Fürsorge der niederschlesischen Bezirksfürsorgeverbände seit der Machtübernahme bis Ende September 1935 unter besonderer Berücksichtigung der Zeit von April/September 1934 bis April/September 1935“.

Georg Hykel. „Der Alte Fritz in Oberschlesien“. Anekdoten um den großen König. 64 Seiten, gebunden 1,20 RM.

Verlag „Der Oberschlesier“ in Oppeln.

Anlässlich des 150. Todestages Friedrichs des Großen erschien im Verlag „Der Oberschlesier“ eben eine Sammlung von Anekdoten, die sich auf Oberschlesien beziehen, in der Hauptache aus Oberschlesien stammen und aus dem Munde der ober-schlesischen Bevölkerung, alten Schriften u. a. Veröffentlichungen von dem bewährten Ratiborer Heimatforscher Georg Hykel gesammelt worden sind.

Im Mittelpunkt stehen die Anekdoten selbst. Sie sind anspruchslos und schlicht, nach dem Volksmunde erzählt. Sie sollen, wie es dem Wesen der Anekdoten entspricht, Freude verbreiten und der Unterhaltung dienen. Sie sollen aber auch das Andenken an den Alten Fritz in unserer Volksseele lebendig halten. Darüber hinaus sind sie ein eindringlicher Beweis für die Zugehörigkeit Oberschlesiens zum deutschen Volks- und Mutter-

boden. Sie zeigen, daß in den Herzen der Oberschlesier die deutschen Helden leben, nicht zuletzt der Alte Fritz. Das sehr empfehlenswerte Büchlein zeichnet sich durch eine zwar schlichte, aber sehr geschmackvolle und künstlerische Ausstattung aus, sowohl im Druck, als auch durch den ansprechenden Einband. Als Voratzbild ist ein wertvoller Kupferstich von Anton Graff beigegeben.

Die Geschichten um den Alten Fritz eignen sich auch in ganz besonderer Weise zum Vorlesen und sind eine wertvolle Materialsammlung für die im August d. J. bevorstehenden Feiern zu Ehren Friedrichs des Großen.

Die mittlernächtigen Länder, von Dr. Ernst Herrmann, Verlag Ullstein, Berlin.

Ehe dieses prächtige Buch erschien, haben wir zusammen mit dem Verfasser auf eine wohl noch nie dagewesene Art eine seiner Hauptexpeditionen nach Island mit allem Drum und Dran noch einmal „mitgemacht“, und zwar als „Funkexpeditionsteilnehmer“ in einem Hörspiel des Reichsenders Breslau, in dem Dr. Herrmann selber als Expeditionsleiter die Hauptrolle spielte. Das war ein erstmaliger Versuch eines Senders, ein einzigartiges Erlebnis für den Hörer. Heute liegen die Ergebnisse des Forschers als Buch vor uns. — Es gibt zweierlei Erlebnisberichte. Solche von Allerweltsreisenden, die heute über den Süden oder Norden, morgen über den Osten oder Westen schreiben, wo sie gerade sein mögen. Sie sehen immer nur das, was ihnen irgendwie „originell“ erscheint. Es sind die Berichte, wie wir sie von Globetrottern gewohnt sind. Dann aber gibt es Erlebnisberichte von Menschen, die etwa nur vom Norden künden, weil sie mit ihm auf Tod und Leben verbunden sind. Ihre Worte sind

Geschäftliches.

(Außer Verantwortung der Schriftleitung.)

Diesem Heft liegt ein Flugzettel des Paul Kupfer Verlages bei, der den vor-geschichtlichen Roman „Der Berg der Götter“ von Dr. Ernst Boehlich, dem Gründer der „Schlesischen Monatshefte“, anzeigt.

LANGENBIELAU

im Eulengebirge

Landschaftliche Schönheiten
Herrliche Gebirgszüge

Auskunft durch den Verkehrsverein e. V.

„Einsiedler-Freutler“-Balsam
für Magen, Darm und Herz!
MOHREN-APOTHEKE, GLATZ / SCHL

sparsam, weil sie endgültig sind, weil sich hinter ihnen das Schweigen verbirgt. Wer die mitternächtigen Länder selbst einmal bereist hat, weiß, daß nur ein Dichter das Unnennbare dieser Welt in Worte einfangen kann. Zu ihnen gehört Ernst Herrmann. Er hält uns nicht auf mit gelehrten Betrachtungen und kluger Statistik. 64 Aufnahmen des Verfassers, kostbare ganzseitige Bilder in Kupfertiefdruck ziehen am Auge des Lesers vorüber und runden das Bild, das sich uns in die Seele gräbt... Einen zuverlässigeren Führer durch die nordische Welt kann man sich nicht wünschen. S. Gr.

Kurt Maßmann: Die Revolution geht weiter! Ferdinand Hirt, Breslau.

Dieses Buch berichtet vom unsterblichen Geist der SA, die ihren immerwährenden, nimmer erlahmenden Kampf weiterzuführen hat für eine lebendige, kraftvolle Gemeinschaft des deutschen Volkes, die Voraussetzung ist für einen volksgebundenen nationalen Staat. Das Eingangskapitel „Raubauken!“ ist wohl die bisher beste Zeichnung des alten, oft unverstandenen Kämpfers der Bewegung. Abschnitt um Abschnitt fesselt den Leser an dies aus ehrlichem Herzen geschriebene Buch, das die Dinge so eindringlich und ohne Phrasen sagt, wie sie sind und den Kern des Kampfsproblems von heute trifft, der in der Erkenntnis der sieghaften Erfüllung des deutschen Seins und der deutschen Schicksalsbestimmung liegt. Das Buch geht darum nicht nur den SA-Mann an, sondern alle, die ehrlichen Herzens an ihrem stillen Platz diesen großen Kampf für unser gemeinsames Deutschland mitkämpfen wollen. Die Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums empfiehlt das weit über dem Durchschnitt der Tagesproduktion stehende Buch. S.

Walter Pötsch: Die Grundlagen des jüdischen Volkes. Hans W. Pötsch-Verlag, Breslau.

Eine notwendige Abrechnung mit dem Judentum ist dieses aus innerer Verpflichtung zum deutschen Volk geschriebene Buch, das der Verfasser dem ehrenden Gedenken jener ewigen Rufer arteigenen Wesens widmet, die ihren Kampf gegen den jüdischen Völkerfeind mit dem Leben besiegelten. Seine klare Sprache soll in erster Linie den Mann aus dem Volk und den Blutsbruder jenseits der Grenzen ansprechen, und das Gesagte soll ihm Rüstzeug sein im täglichen Kleinkampf gegen die jüdische Zerstückungsgefahr. In drei

überichtlich angelegten Abschnitten (Rasse und Judentum — Die jüdischen Gesetze — Die große Auseinandersetzung) ist das Wesentliche gesammelt, festgehalten und ergänzt worden, was jeder wissen muß über die Grundlagen dieses „Wundervolkes Israel“. Sg.

Serhard Utikal: Der jüdische Ritualmord. Hans W. Pötsch-Verlag, Breslau.

Dieses Buch behandelt die Frage des jüdischen Ritualmordes, berichtet von jenen heimlichen Mordtaten der Juden, die schon seit Jahrhunderten im Volksmunde umgehen. Sie wurden und werden von den Juden mit ängstlicher Gründlichkeit geheimgehalten und es ist eine alte Tatsache, daß das Judentum keine Mittel scheut, den Ritualmord zu verschleiern und jeden Ankläger mundtot zu machen. Der Verfasser zeigt eine Reihe durchgeführter und zumeist vor Gericht aktenmäßig festgehaltener Ritualmorde auf. Segenbeweisen kann sich nur unbelehrbare Dummheit verschließen. Dieses schlicht und doch spannend geschriebene Buch des Schlesiens Serhard Utikal ist besonders zu begrüßen, weil es bewußt von rein deutschen Gesichtspunkten aus wesentlich beiträgt, zur Aufzeigung der jüdischen Weltgefahr. R. Sg.

Walter Jasolt: Die Grundlagen des Talmud. Hans W. Pötsch-Verlag, Breslau.

Das Gesetz des Talmud wurde als die umfangreichste Selbstdarstellung des jüdischen Wesens schon oft zur Darstellung der jüdischen Frage herangezogen. Die Gesichtspunkte waren jedoch meist künstlerischer, religiös wissenschaftlicher oder jüdisch nationaler Art. Das vorliegende Buch berührt bewußt das talmudische Gesetz nur an den Punkten, die für die Aufhellung des Verhältnisses vom Judentum zum Juden wissenschaftlich einwandfrei sind. Die festgehaltenen Zitate sind wortgetreu in der Wiedergabe und wissenschaftlich einwandfrei. Die Gesetze zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre haben klare Fronten geschaffen. Man kann den Schriftstellern und Verlegern, die ihre Aufgabe darin sehen, den letzten deutschen Volksgenossen über die Gefahren des Judentums in sachlich klarer Beweisführung immer wieder zu unterrichten, nur Dank sagen. Dieser Zielfsetzung wird das im Verlag W. Pötsch, Breslau, erschienene Buch von Walter Jasolt durchaus gerecht. Die leichte Lesbarkeit der Deutschrift wird das Buch in weitem Maße auch Nichtdeutschen zugänglich machen. R. Sg.

Dr. Walther Gehl: Nordische Urzeit. Für die Mittelstufe. Mit 8 Skizzen und 49 Abbildungen. Verlag Ferdinand Hirt in Breslau. 1936. Bestell-Nummer 2149.

In der Reihe seiner Darstellungen für den Geschichtsunterricht an den höheren Schulen gibt Dr. Walther Gehl nunmehr ein reich bebildertes Heft über „Nordische Urzeit“ für den Geschichtsunterricht auf der Mittelstufe heraus, das von der Hauptstelle Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP geprüft und genehmigt wurde. Das Heft führt uns vom Neandertaler der älteren Steinzeit über die Bonn- und Brünner-Rasse der Zeit der letzten Vereisung, über die nordische Rasse der jüngeren Steinzeit mit ihren Hünengräbern und Steinsetzungen, über die Pfahlbauern Süddeutschlands und die Germanen der Bronzezeit — die um die Jahrhundertwende von Gustaf Rossinna bekanntlich gegen alle rückständigen Zweifel als eine Hoch-Zeit germanischer Kultur erkannt und bewiesen wurde — bis hin endlich zur Völkerwanderung. Das Heft, dessen schlichter Einband mit der Abbildung einer Bronze-fibel mit aufgehämmertem Gold in Gestalt des Sonnenzeichens geziert ist, kann — über seine begrenzte Bestimmung für den Schulunterricht hinaus — jedem eine Anregung und eine Einführung in die Geschichte der „nordischen Urzeit“ sein. S. R. F.

Ein Spiel von Landsknechten und Bauern nennt Heinrich Vanniza von Bazan im Untertitel sein neues Jugenddramenstück „Die Trommel von Nördlingen“. Erschienen in der „Volksspielsdienst“-Reihe des Theaterverlages Albert Langen/Georg Müller, Berlin. (Kartonierte 1,10 RM. Aufführungsrecht durch Bezug von einem Buch zu 1,10 RM. und acht Rollen zu je 0,80 RM.)

Das Kernthema des Bauernkrieges klingt hier in einem Spiel, das sich an die deutsche Jugend wendet, noch einmal an. Noch streifen vereinzelte Trupps krieg- und beutegewohnter Landsknechte durch Deutschland; noch übertönt dumpfer Trommelwirbel den

leisen Klang der Glocken, aber schon regt sich der Bauer wieder zu neuer aufbauender Arbeit, schon greift er wieder zum Pflug, um der Väter Land zu bestellen. In diese Zeit der neu sich ankündigenden Ordnung ist Jörg, der Trommler von Nördlingen, gestellt. Dunkel ruht in diesem rauben, tapferen Landsknecht die ferne Erinnerung an die Heimat, die er vor langen, langen Jahren verlassen hat. Und diese Erinnerung wird so mächtig in ihm, daß er sich am liebsten von seinen Kameraden loszogen möchte, die nun nicht mehr Soldaten, sondern Raubgesindel sind. Das Schicksal will, daß diese letzte wilde Rote den Einödschloß überfällt, jenen Hof, der Jörgs Heimat ist. Das jähe plötzliche Wiedererkennen zwingt ihn zur Entscheidung: für oder gegen das Erbe der Väter. Noch hält ihn der Eid der Kameradschaft, aber stärker als dieser Eid sind die Bande des Blutes. Sie bewahren ihn davor, in diesem letzten verzweifeltsten Kampf neue Schuld auf sich zu laden; sie führen ihn in die neue Freiheit des Bauern auf eigenem Grund und Boden.

In packenden Bildern zieht das Geschehen an uns vorüber; erschütternd ist der Zwiespalt in Jörgs Seele erfasst und gebedeutet. Das Spiel lebt aus tiefer, echter Empfindung und durch die wahre Gestaltung, die über das Wort hinaus wächst und wirkt.

Rätsel um den Tuschikato . . . Ein neuer junger Autor bereichert die Laienspiel-Literatur, insbesondere die der Gymnasialen, durch einen schwungvollen „Kriminalfall in fünf Bildern“, eine Parodie auf Film, Abenteuer- und Kriminalgeschichten, betitelt „Rätsel um den Tuschikato“. Erschienen in der „Volksspielsdienst“-Reihe des Theaterverlages Albert Langen/Georg Müller, Berlin. (Preis kartoniert 1,10 RM. Aufführungsrecht durch Bezug von einem Buch zu 1,10 RM. und sieben Rollen zu je 0,80 RM.)

Der Verfasser, Klaus Werner, läßt einen Meisterdetektiv namens Mr. Cool und einen Amateurdetektiv namens Oberüberhuber sich um die Aufklärung eines ungeheuer verwickelten Kriminalfalles bemühen, der in

B a d
Salzbrunn
Schlesien

Katarrhe
Asthma
Zucker
Nieren
Gicht

Prospekt durch die Kurverwaltung

indische Gefilde führt und schließlich mit der Sprengung des Heiligen Berges „Tutschikato“ endet.

Den Inhalt wiederzugeben, erscheint angesichts der grotesken Fülle absichtlicher Unverständlichkeiten und Verwirrungen unmöglich. Es ist ein Spiel, dem man die Entstehung aus dem Stegreifspiel deutlich anmerkt, und das seine beste Verwirklichung finden wird, wenn es von einer fantasiebegabten Spielschar durch eigene Zutaten wieder zum Stegreifspiel zurückgeführt wird.

Ein Bauernspiel von Kurt Eggers: „Die Bauern vor Meissen“. Soeben erscheint im Theaterverlag Albert Pangen/Georg Müller (Volksspielsdienst), Berlin, das Spiel „Die Bauern vor Meissen“ von Kurt Eggers in einer Buch- und Rollenausgabe. Preis kartoniert 1,10 RM. Aufführungsrecht durch Bezug von einem Buch zu 1,10 RM. und zehn Rollen zu je 0,80 RM.

Das Bauernspiel, das Kurt Eggers hier geschaffen hat, trägt von Anfang an den Stempel einer starken Spannung. Die Stadt Meissen ist (um 1790) von den anrückenden Bauern eingeschlossen. Es herrscht jammernde Verzweiflung der Bevölkerung, höhnischer Galgenhumor der Soldaten und einfältige Ueberheblichkeit der Stadtväter. Unter Trompetensignalen bezieht die Obrigkeit den Schauplatz. Während draußen die Kanonen böllern, findet auf dem Platz eine dramatische Verhandlung zwischen den Behörden und der Bevölkerung statt. Unter dem Druck der Tatsachen entschließt man sich, die Bauern anzuhören, deren bewaffnete Abordnung singend einmarschiert. Die Verhandlung, die hart an der Grenze eines Handgemenges vorbeiführt, endet mit der Befreiung der in der Stadt gefangen gehaltenen Bauern und mit der Verbrüderung zwischen Städtern, Bauern und Soldaten. Unter Fahnenstößen, Jubel und ferne dröhnenden Schüssen zieht das im Bauerntum geeinte Volk von der Spielfläche ab, während die geistlichen und weltlichen Häupter der Stadt langsam in entgegengesetzter Richtung verschwinden.

Die „Bauern vor Meissen“ können in kleineren Dorfgemeinden, Spielscharen und Bauernschaften ohne Schwierigkeit aufgeführt werden. Das Spiel läßt sich aber auch zu einem großen Aufmarschspiel erweitern. Will man es als Festspiel geben, so kann man den feierlichen Einzug der Behörden, das Heringen des erregten Volkes und den Einmarsch der bewaffneten Bauern zu großen Gruppenhandlungen steigern.

Märten von Borwiz: Ein deutscher Avanturier oder Die seltsamen und verwunderlichen Begebenheiten eines schlesischen Edelmanns zu Wasser und zu Lande in der Alten und in der Neuen Welt. Herausgegeben von Dr. Kurt Schubert. Ganzleinen 8,50 RM., kartoniert 6,80 RM. Verlag Wilsb. Gottl. Korn, Breslau.

Ein schlesischer Junker, Sohn eines kaiserlichen Obristen aus dem Dreißigjährigen Krieg, geht auf große Fahrt nach Westindien. Sein Schiff wird von Freibeutern gekapert, Märten von Borwiz kommt aber — da er kein Spanier ist — mit dem Leben davon und wird sogar Mitglied der Freibeuterbande.

Was dann folgt, ist ein phantastisch-abenteuerlicher Wechsel der merkwürdigsten Begebenheiten. Ein friedliches Leben auf der Insel der Freibeuter, Raubfahrten in die spanischen Kolonien, Eroberungszüge gegen die letzten Reiche der Inkas, zu deren Prinzessin unseren Avanturier eine heiße Liebe erfaßt. Ein kurzer, glücklicher wie schmerzlicher Ehebund mit ihr macht Junker Märten zum Gouvernador eines großen Reiches, bis in einer letzten wüsten Schlacht die ganze Herrlichkeit zerfällt und Borwiz als einer der wenigen Ueberlebenden endlich in die Heimat zurückkehrt. — Auf dem Gut seiner Väter schreibt er nun seine Erinnerungen, wobei die Phantasie oft genug mit ihm durchgeht. Was dabei herausgekommen, ist ein so köstlich lebendiges Gemisch von deutschem Fernweh und Heimweh, von Abenteuerlust und Freibeutertum, Ritterlichkeit und Raubheinnigkeit, das ist alles in einer so ungeschminkten, drastischen und lebendigen Sprache geschrieben, daß die Lektüre eine helle Freude macht. Darum läßt man sich gerne von dem schlesischen Avanturier verführen, dessen glühende Phantasie unterhaltamer und lebendiger ist als alle vorgekäufte, gewesene Wirklichkeit, als das Leben selbst es sein könnte — ja, es wird einem gleichgültig, ob dieser Borwiz überhaupt irgendwo und wann gelebt hat: Sein Buch ist uns mehr als sein vermutlich nicht aufzutreibender Tauffchein.

Geschäftliches.

(Außer Verantwortung der Schriftleitung.)

Diesem Heft liegt ein Prospekt der „Warenversorgung G. m. b. H.“, Breslau 1, bei, welchen wir unseren Lesern einer besonderen Beachtung empfehlen.

Berichtigung

Der Schriftleitung sind im Juniheft einige Irrtümer unterlaufen, die hiermit berichtigt werden:

1. Die Volksschule in Neumittelwalde (Abbildung nach Seite 238) ist von Architekt Kleinert-Oels erbaut. Von ihm stammt auch der große Schulneubau in Festenberg.

2. In dem Bericht „Die russische Vorgeschichtsforschung unter dem bolschewistischen Joch“ muß es auf Seite 244 statt „die Orgierin“ heißen „Georgierin“ und statt „Daltawo“ „Doltawa“, auf Seite 245 statt „Materilismus“ „Materialismus“. Auf Seite 246 unten heißt es richtig statt „Verfassung“ „Verfügung“ und statt „und der kommunistischen Partei...“ „der kommunistischen Partei und des Rates der Volkskommissare der Sowjetunion“. Ebenfalls auf Seite 246 unten ist statt „bürgerlicher Sozialismus“ „bürgerlicher Nationalismus“ zu setzen und dicht dahinter statt „als eine proletarische Geschichtsauffassung“ „für eine proletarische Geschichtsauffassung“. Danach heißt es auf derselben Seite richtig „der stellvertretende jüdische Leiter“ statt „der jüdische Leiter, der Leiter...“ sowie auf Seite 247 unten statt „Ausnahmen“ „Annahmen“, statt „Preobraschenskis“ „Preobraschenski“. Der eine mehrfach genannte Bolschewik heißt „Kritschewski“ und nicht „Kričewski“, und Professor Callgren schreibt sich mit zwei „l“, sowie polnisch „Gazeta“ mit einem „t“. Auf Seite 249 muß es oben statt „weil er“ heißen „weil man“, sowie danach statt „und die Lage der Vorgeschichtsforschung“ nur „und der Vorgeschichtsforschung“, sowie statt „Anthropologiqu“ „Anthropologie“ und auf Seite 249 unten statt „Sisi Ojam“ „Fürst Oyama“ sowie statt „leider auch in“ „weiter auch in“ und statt „zwischenpolitische“ „internationale“. Auf Seite 250 oben fehlt sinnstörend hinter „nicht mehr“ das Wort „weiter“. Kurz danach muß es statt „Einzelabgleisung“ „Einzelentgleisung“ heißen, sowie weiter unten statt „dieses Jahres“ „vorigen Jahres“. Die am Schluß der Seite 250 genannten Namen russischer, nichtkommunistischer Vorgeschichtsforscher, von denen zwei durch die Bolschewisten getötet wurden, heißen richtig: „Boris Schukoff“, „Tepluchoff“ und „Boroffka“ (statt „Belowka“). Auf Seite 251 oben muß es natürlich statt „gezogen“ heißen „gezwungen“. Das danach genannte Museum in Peningrad heißt nicht „Ermitage“, sondern „Ermitage“. Am Schluß muß es statt „Zeitschrift Lassow“ „Zeitung Lassau“ heißen.

Die Leser der „Schlesischen Monatshefte“ finden Näheres über den von Professor B. Frhr. v. Riehtshofen behandelten Stoff mit zahlreichen Belegen aus dem bolschewistischen Schrifttum sonst zum Beispiel in den Jahrgängen 1936 der Zeitschriften „Altpreußen“, „Der junge Osten“, „Ziel und Weg“ und „Historische Zeitschrift“.

Unter der Fahne des Herzogs von Bevern.

Erinnerungen des Christian Wilhelm von Prittwitz und Gaffron. Herausgegeben von Hans Werner von Hugo und Dr. Hans Jessen. Ganzleinen 6,50 RM., kartoniert 4,80 RM. Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau.

Bücher über die friderizianische Zeit hat es mehr als genug gegeben. Hier spricht nun ein Mensch dieser Zeit unmittelbar zu uns, und das ist überzeugender und lebendiger als jede nachempfundene Erzählung.

Mit kaum 16 Jahren trat der junge F. W. von Prittwitz in das Regiment des Herzogs von Bevern und macht mit ihm unter dem großen König die schlesischen Kriege mit. Er berichtet getreulich von allem, was er erlebt — die Schlacht von Rolin, Tod des Bruders, er selber verwundet und in österreichische Gefangenschaft geraten. Auslösung und Marsch durch Schlesien nach Stettin, Schlacht bei Zorndorf und bei Kunersdorf, wo er so schwer verwundet wird, daß er schließlich seinen Abschied nimmt.

Aus diesen Zeilen spricht die aufrechte Gesinnung eines Mannes, der sein Leben lebt



Linognulom
Loepmson / *in* / *System*

Seehöhe 375 m. Ruhige Sommerliche, bezaubernde
Fernspr. 229 Landschaft, laden ein zum Besuch!

Besucht
Schweidnitz

die Stadt des großen Preußenkönigs, die Heimat des unvergeßl. Filiegerhelden Manfred Freiherrn v. Riehtshofen u. die Geburtsstadt des Nationalsozialismus in Schlesien

„als Soldat und brav“. Jeder Satz, den er schreibt, beweist eine nüchterne Haltung gegenüber dem Leben und dem Tod, die uns mitunter sogar frappiert. Aber diese Nüchternheit steht auf dem Grunde einer ebenso gläubigen wie nüchternen — wir würden heute sagen: heroischen — Haltung, die im Kampf mit dem Schicksal ebenso fraglos siegt wie unterliegt. Von Soldatentum, Pflicht und Haltung ist in diesem Buche niemals die Rede, denn sie sind einfach selbstverständlich. Das gibt dem Buch das Beispielhafte für unsere Zeit.

Soldaten oder Militärs? Ein Buch zum Nachdenken. Von Bernhard von Volkmann-Leander. Zweite umgearbeitete Auflage. Gebestet 3 RM., Leinwand 4 RM. J. F. Lehmanns Verlag, München.

Als dieses aufrüttelnde Buch im Zwischenreich der Novemberrepublik zum erstenmal erschien, kam es zu einem erbitterten Kampf der Meinungen, einem Kampf zwischen — Soldaten und Militärs. Der Soldat, der Frontkämpfer des großen Krieges, war hell begeistert und äußerte seine Zustimmung in Hunderten von Briefen und Besprechungen. Die Militärs allerdings fühlten sich mit Recht getroffen und wandten sich erregt gegen Volkmanns Kritik, „In einer Schwertgewohnten Faust begehrt die Feder ihre Fehde wie das Schwert“. Dieser Spruch C. F. Meyers ist dem Buch vorangestellt und kennzeichnet seinen Verfasser. B. von Volkmann-Leander war einer der fähigsten Reiteroffiziere, der schon vor dem Krieg warnend seine Stimme gegen Schwächen und Fehler des alten Heeres erhob. Im Kriege traf ihn

nach zweijährigem harten Kampf das bittere Schicksal der Gefangenschaft, nach dem Kriege wurde er bald ein Streiter Adolf Hitlers und erkämpfte mit ihm das Dritte Reich. Als gerader und kerniger Frontsoldat der er ist, stellt er diesem Soldatentum gegenüber den Typ des Militärs, des Offiziers, der kein Kämpfer mehr ist, sondern ein Beamter, ein Philister oder gar ein Streber, der den Schein höher stellt als das Sein, die Bildung höher als den Charakter, den Rock höher als das Herz. Selten hat ein Fachmann die Grundfragen des Soldatentums so frisch von der Leber weg, so rücksichtslos und wahr behandelt, wie es Volkmann hier tut. Wenige Sätze mögen den Geist des Buches kennzeichnen: Pudendorff und Gröner / Paladine und Hofgenerale / Des Kaisers Verdienst und Schuld / Getreueste Opposition / Auslese oder Ochsentour / Sattel oder Sessel? / Kriegsspiel / Die Garde / Traditionen und Dekorationen / Das Heer als Erzieher / Etwas über Strafen / Unteroffizierkorps und Verbeamtung / Blutschau schafft Blutvergießen / Die Soldaten des Dritten Reiches. In diesem Buch lebt der Geist der Front, der Geist ewigen Soldatentums, das mit der Federfuchserie verbeamteter Militärs nichts zu tun hat. Das Buch, das in seiner neuen Auflage stark verändert und erweitert worden ist, wird auch jetzt wieder umkämpft werden. Militärs werden es auch weiterhin ablehnen. Aber der Soldat des neuen Heeres wie der politische Soldat der Verbände und die Jugend, die nun wieder in die Schule des Heeres geht und die Führer wie Volkmann-Leander glühend verehrt, sie alle werden sein Buch lesen und mit ihm rufen: Nie wieder Militärs, aber immer und ewig Soldaten!

Reisepläne schmiedet mit Ihnen u. arbeitet kostenlos aus
 **Reisedienst, Breslau 5**
 Am Sonnenplatz · Fernruf Nr. 525 51

Hain
 im Riesengebirge. 550—1250 m
 Riesengebirgsmitte
 Ruhe · Sonne · Erholung
 Waldschwimmbad · Liegewiesen
 Bequem erreichbar
 mit der Hirschberger Thalbahn
 Prospekt in allen Reisebüros